

**DER
LANDSER
GROSSBAND**

Österreich 5,- Sch. - Italien L. 1000 - Spanien Pta 12,-
Schweiz str. 2.50 - Niederlande M. 2.50

2,50 DM

600

**Erlebnisberichte zur
Geschichte des
Zweiten Weltkrieges**

MIT MAGAZIN UND DOKUMENTARISCHER BILDBEILAGE

P. PAUS

Die unbesiegte Armee

1944 / 1945. – Der Kampf im Kurland-Kessel (Neuausgabe)



DER LANDSER GROSSBAND

0600 - Die unbesiegte Armee, von P. Paus

1944/45. - Kampf im Kurland-Brückenkopf

Sie erfüllten innerhalb höchster und hoher Stäbe bis hinunter zu den kleinsten militärischen Gruppierungen Aufgaben, ohne die eine Krieg- oder Kampfführung schlechterdings unmöglich gewesen wäre: Funker, Fernsprecher und andere Nachrichtenspezialisten der ehemaligen Wehrmacht wie auch die anderer Armeen unseres Jahrhunderts seit der Einführung entsprechender Nachrichtentechniken. Ob in den Schaltstellen strategischer Entschlüsse oder in vorderster Front eingesetzt, hatten sie Verbindungen zu schaffen, vorausgeplante oder situationsbedingte Entscheidungen so schnell wie möglich weiterzuleiten und somit die Basis für das Gelingen taktischer Schachzüge zu schaffen. War ihr unauffälliges Wirken schon in den Anfangsjahren des Krieges für das Gelingen großer Kampfhandlungen absolute Voraussetzung gewesen, so wuchs ihre funktionelle Bedeutung in dem Maße, wie sich die Lage an den europäischen Fronten für die eigene Seite verschlechterte. Obwohl die Soldaten von Nachrichteneinheiten prinzipiell nicht zur Kampf-, sondern zur Führungstruppe gehörten, ließ sich diese Abgrenzung im weiteren Verlauf des Kampfgeschehens nicht mehr einhalten, und so kam es immer wieder vor, daß viele von ihnen sich vor die gleichen Pflichten gestellt sahen wie ihre Kameraden in vorderster Linie und der sogenannte Frontalltag fortan ihr Schicksal wurde.

Das gilt auch für jene Männer einer Nachrichtenabteilung, die gegen Ende des Krieges zu einem Kommando besonderer Art zusammengefaßt wurden und deren Einsatz im Mittelpunkt der vorliegenden Dokumentation steht. Im Herbst 1944 hatten sie in Ostpreußen den Befehl erhalten, einen Nachrichtenkontakt mit den in Kurland eingeschlossenen Streitkräften herzustellen, und so begann ihre Odyssee zum sowjetischen Einkesselungsring.

Eingeblendet in die Schilderung dieses Unternehmens sind Kampf und Ende der „Heeresgruppe Kurland“ - der schließlich unbesiegten Armee-, zu der das kleine Aufgebot der Funker damals detachiert worden war.

Die Redaktion

Der historische Hintergrund

Bereits im Jahre 1943, mit der Vernichtung der deutschen 6. Armee bei Stalingrad, bekam der von Adolf Hitler (damaliger Staatschef und OB der Wehrmacht) am 22. Juni 1941 eingeleitete Krieg gegen die Sowjetunion ein anderes Gesicht. Die Zeit des deutschen Vormarsches, der die Soldaten der Wehrmacht weit nach Rußland hineingeführt hatte, war vorbei.

Die sowjetischen Streitkräfte - die Rote Armee - hatten sich von ihrem ersten Schock erholt, waren kampfstärker geworden und konnten deshalb zu Gegenoffensiven antreten. Bei den deutschen Landsern kam damals der bittere Scherz auf: „Vorwärts, Kameraden! Wir müssen zurück!“

Die in Rußland stehenden deutschen Verbände bestanden im wesentlichen immer aus drei großen Kampfgruppen: Heeresgruppe Nord, Heeresgruppe Mitte und Heeresgruppe Süd.

Im Herbst 1944 mußten sich die „Heeresgruppe Nord“ unter heftigem Feinddruck in den Raum Kurland (lettisches Gebiet an der Ostsee) zurückziehen, wo sie schließlich eingekesselt wurde. Das Schicksal dieser Heeresgruppe war von da an ein monatelanger Kampf auf verlorenem Posten.

Weitere historische Hinweise und Erläuterungen sind in den nachfolgenden Bericht eingegliedert.

*

Rötlicher Schein lag über der Stadt Tilsit (im ehemaligen deutschen Ostpreußen, heute unter sowjetischer Verwaltung). Brandgeruch schwelte in der kühlen Luft. In der Ferne stiegen leuchtende Geschoßketten in den Himmel. Maschinengewehre takteten; dumpfe Abschüsse von Geschützen waren hin und wieder zu hören. Die übliche Geräuschkulisse der fernen Front.

Der Stabsgefreite von Wnuck starnte nach vorn durch die Windschutzscheibe. Dort waren die Umrisse eines Funkwagens Marke „Dodge“ zu erkennen (kleiner amerikanischer Kastenwagen, in Italien erbeutet). Der „Dodge“ hielt plötzlich.

Von Wnuck, den sie „Baron“ nannten, trat auf die Bremse und brachte seinen großen Kastenwagen von Typ 305 zum Stehen.

„Was ist denn nun schon wieder kaputt?“ rief der magere junge Mann wütend und streckte seinen schmalen Kopf aus dem Führerhaus. Dort hatte es mal eine Glasscheibe gegeben, die aber bei einem Tieffliegerangriff zerstört worden war. Einschußlöcher in der Wagentür und dem Führerhaus waren weitere Überbleibsel der Attacke aus der Luft.

Durch das plötzliche Bremsen und das Gezeter des Stabsgefreiten erwachte der Gefreite Tauzin, der neben von Wnuck auf der Bank des Lkw saß. Mit verschlafenen Augen sah er nach links, wo der Fahrer immer noch durch das Fenster blickte. Tauzin riß den Mund auf und gähnte. „Wo sind wir, Baron?“ fragte er und gähnte nochmals.

Der Stabsgefreite zog den Kopf zurück. „In Tilsit.“

„Und warum halten wir?“

„Das weiß der Teufel, aber ich nicht“, knurrte von Wnuck gereizt.

Auf der linken Seite der Wagenkolonne, die sich aus Funkwagen vom Typ „Dodge“, „Steyr“, „Studebaker“, deutschen Kastenwagen und auch gepanzerten Schützenpanzerwagen (SPW) zusammensetzte, tauchten zwei Gestalten auf. Sie blieben am „Dodge“ stehen und sprachen mit dem Fahrer. Dann gingen sie weiter.

Beim Näherkommen erkannte von Wnuck, wer die beiden waren: Leutnant Berger, der Führer der Funkkompanie, und Unteroffizier Zahn, sein ständiger Begleiter. Der gedrungene, kompakt wirkende Leutnant hatte die Kolonne nach Tilsit geführt. Der große, schlaksige Unteroffizier war Bergers Navigator, der die befohlene Marschroute auf der Landkarte verfolgte und sie genau einhielt. Das war in unbekannten Gegenden manchmal eine schwierige Aufgabe.

Tauzin stieß seinen Nebenmann an. „Frag die beiden mal, was los ist, Baron.“

„Das hatte ich sowieso vor“, stieß der Stabsgefreite aus und schob den Kopf wieder aus dem Fensterloch. „Herr Leutnant...“ setzte er an.

Doch ehe er weitersprechen konnte, rief Leutnant Berger von unten herauf: „Baron, Sie ziehen ebenfalls bis zur nächsten Kreuzung vor. Dann kurven Sie nach links ein und halten auf der Nebenstraße. Dort warten wir auf weitere Befehle. Klar?“ schloß der Leutnant, der eine Gebirgsjägermütze und eine gesteppte Jacke trug.

„Jawohl, Herr Leutnant.“

Berger zog mit seinem Trabanten weiter. Es dauerte nicht lange, da kamen die beiden auf der rechten Seite der Wagenschlange zurück. Berger und Zahn stiegen in ihren offenen Volkswagen, der an der Spitze des Verbandes stand, und fuhren ab. Langsam rollten die übrigen Fahrzeuge hinter dem VW her.

Auf der rechten Straßenseite tauchten Panzer vom Typ P IV auf (75-Millimeter-Kanone, MG), die teilweise auf Wege oder in Gärten ausgeschart waren. Die Besetzungen standen auf ihren Kampfwagen oder auch auf der Straße, rauchten Zigaretten und betrachteten die vorbeiziehenden Wagen der Funkkompanie.

Stabsgefreiter von Wnuck blickte nach vorn. Er sah, wie der Volkswagen des Leutnants nach links einschwenkte. Am Bug des Wagen befand sich ein kleiner brennender Tarnscheinwerfer (abgedeckter Spezialscheinwerfer, dessen spärliches Licht nur nach unten auf den Boden schien). Die übrigen Fahrzeuge fuhren ohne Beleuchtung; eine bei Nachtmärschen übliche Maßnahme, damit die Wagen von eventuell herumfliegenden Flugzeugen nicht erkannt werden konnten. Diese Taktik nötigte andererseits den Fahrern erhöhte Aufmerksamkeit und Wachsamkeit ab.

Im Schrittempo glitten die Fahrzeuge der Funker an den Panzern entlang. Mit einemmal starrte von Wnuck nach rechts. Dort war ein Panzersoldat schemenhaft zu erkennen, der unter dem rechten Arm eine merkwürdige Scheibe trug. Sie sah wie ein kleines, handbreites Rad ohne Felgen aus. Der Panzermann lief auf einen der Kampfwagen zu und warf das Ding in die Höhe. Von einem Kameraden wurde es aufgefangen und verschwand darauf blitzschnell im Innern des gepanzerten Kolosses. Kurz darauf rannte der Panzersoldat wieder über die Straße zurück.

Etwas später sah von Wnuck zwei weitere Männer vom Panzerregiment, die ebenfalls mit diesen seltsamen Scheiben durch die Gegend liefen.

„Guck dir die Brüder mal an“, rief von Wnuck dem Gefreiten Tauzin zu, der wieder eingedöst war. Tauzins Kopf kam langsam hoch. „Welche Brüder?“ fragte er mit schlafriger Stimme.

„Die Panzerheinis.“

Tauzin blickte nach rechts. „Und?“

„Kannst du erkennen, was sie mit sich herumschleppen?“

Jetzt reckte sich der kleine Tauzin. Gerade in dem Augenblick liefen drei Panzermänner an dem Kastenwagen entlang, die ebenfalls runde Scheiben unter dem Arm trugen und in der Dunkelheit verschwanden. „Keine Ahnung!“

Die beiden wurden abgelenkt. Vor ihnen tauchte ein mattes, grünes Licht auf, das immer wieder nach links geschwenkt wurde. Unteroffizier Zahn stand auf der Kreuzung und wies mit dem Lichtsignal die Funkwagen ein.

Von Wnuck drehte das große Steuerrad, und der Lkw rollte langsam auf die schmale Straße, die an beiden Seiten von Bäumen flankiert wurde. Funk- und Schützenpanzerwagen waren bereits an den Straßenrändern in Stellung gegangen. Die Funker kletterten aus ihren Fahrzeugen und stellten sich auf der Straße zu Gruppen zusammen. Ganz hinten, am Ende der Baumallee, stand Leutnant Bergers Volkswagen; davor der Kompanieführer, den den Stabsgefreiten einwinkte. Dieser hielt dicht neben einem Staketenzaun und stellte den Motor ab. „Komm mit, Theo“, rief er dem Gefreiten zu, dessen Kopf bereits wieder auf der schmalen Brust hing. „Ich habe einen ganz bestimmten Verdacht.“

„Ich bleibe im Wagen und filze durch,“ erklärte Tauzin. „Ich bin müde wie eine Maus.“

Wnuck ließ nicht locker. Er stieß die Wagentür auf und zog Tauzin am Arm. „Du kommst mit, du Armleuchter. Zwei schaffen mehr als einer.“

„Was hast du denn vor?“

„Das wirst du noch früh genug erfahren.“

„Na, dann...“, gab Tauzin nach, nahm die neben ihm auf der Bank liegende Maschinenpistole in die Hand und sprang hinter dem Kameraden her.

„Was haben Sie vor, Baron?“ rief jemand aus dem Dunkel, das die Straße ausfüllte und über den kahlen Bäumen lag. Leutnant Berger kam auf die beiden zu. Auf dem breiten Rücken trug er eine Maschinenpistole an einem Ledergurt. An seinem Koppel waren zwei Leinentaschen zu sehen, die mit Magazinen für die Maschinenwaffe gefüllt waren.

Der Stabsgefreite nahm Haltung an und verkündete: „Wir wollen uns nur ein wenig die Füße vertreten, Herr Leutnant.“

„Entfernt euch nicht zu weit von eurem Karren. Es könnte sein, daß wir noch während der Nacht den Befehl zum Weitermarsch erhalten. Klar?“

„Jawohl, Herr Leutnant.“

„Wo willst du hin, Baron?“ ertönte eine tiefe, heisere Stimme. Ein massiger Mann tauchte auf. Sein runder, kürbisartiger Kopf saß ohne sichtbaren Übergang auf dem Körper. Es sah so aus, als hätte der Obergefreite Jens Darboven, Koch der Kompanie, überhaupt keinen Hals. Von Wnuck und der Obergefreite Darboven waren gute Freunde, und das aus einem besonderen Grund.

„Du kannst auch mitkommen, Janko.“ Das war der Spitzname des Kochs. „Vielleicht lohnt sich der Fall für dich.“

„Was für ein Fall?“ erkundigte sich der rundliche Mann, an dessen Koppel ein original-amerikanischer Trommelrevolver in einer Halfter baumelte. Ein Beutestück aus vergangenen Tagen, als Darboven, von Wnuck und viele andere Soldaten der Funkkompanie noch auf der Mittelmeerinsel Sizilien und in Italien gegen die von Süden nach Europa vordringenden Amerikaner gekämpft hatten.

„Du wirst schon sehen“, beantwortete der Stabsgefreite die Frage. „Willst du mitkommen?“

„Aber selbstverständlich“, rörte die heisere Stimme. „Wo du hingehst, Baron, da fließen doch meistens Milch und Honig.“ Er lachte kehlig auf. Es hörte sich an, als würde ein erkälteter Boxerhund bellen. Obergefreiter Jens Darboven, der aus der Nähe von Hamburg stammte, wußte aus Erfahrung, was ein Fischzug mit dem adligen Stabsgefreiten einbringen konnte. Von Wnuck galt innerhalb der Nachrichtenabteilung als der größte „Organisierer“ aller Zeiten.

Er war ein unübertroffener Meister darin, auf dem Nahrungs- und auch Materialsektor Dinge aufzuspüren oder zu beschaffen, die dem normalen Sterblichen versagt blieben. Traten schwierige Situationen oder Mangellagen ein, wandte sich sogar Leutnant Berger manchmal an den mageren Edelmann. Es war von Wnuck beispielsweise schon oft gelungen, Benzinquellen zu erschließen, wenn die Fahrzeuge wegen Treibstoffmangel festlagen. Er hatte eben einen „Riecher“ für solche Dinge, wie er selbst von sich behauptete.

Die drei erreichten die Kreuzung, auf der Unteroffizier Zahn das letzte Fahrzeug der Funkkompanie einwinkte.

Auf der gegenüberliegenden Seite huschten gerade drei Gestalten zu den Panzern hinüber.

„Los, hinterher!“ rief von Wnuck und sprang mit ein paar Sätzen über die Straße. Er erwischte den letzten Panzermann und hielt ihn am Ärmel der schwarzen Uniformjacke fest (Schwarz war die Farbe der Panzersoldaten).

In dem Augenblick erkannte der Baron, was der Soldat unter dem Arm trug und was in seinem Kopf bereits feste Formen angenommen hatte: eine runde dicke Scheibe!

„Wo hast du das Zeug her, Kumpel?“ erkundigte sich der Stabsgefreite freundlich.

„Geht fünfzig Meter die Straße hinunter. Danach rechts abbiegen und immer dem Geruch nach. Ihr kommt an eine Fabrik“, gab ihm der Panzermann Bescheid, riß sich los und verschwand in der Dunkelheit.

Der magere Stabsgefreite stemmte die Fäuste in die schmale Taille und sah den Obergefreiten Darboven an. „Na“, meinte er triumphierend, „meine Nase, Janko, einfach Klasse. Ich habe mir Gedanken gemacht, als ich den ersten Panzerheini mit einer runden Scheibe auftauchen sah. Wir sind in Tilsit, Janko. Und durch was ist Tilsit in der ganzen Welt bekannt, Junge?“

„Durch seinen Käse, Baron“, krächzte Darboven.

„Ja, ganz recht, das fiel mir auch ein, durch den Tilsiterkäse“, wiederholte von Wnuck.

Die drei trabten los. Sie bogen auf einen schmalen Weg ein und nahmen das wahr, wovon der Panzersoldat gesprochen hatte: scharfen Käsegeruch. Gegen den helleren Hintergrund war eine große, längliche Halle zu erkennen. Kein Licht brannte hinter den vielen Fenstern, in denen sich der brandrote, über der ganzen Stadt liegende Schein widerspiegelte. Sie sprangen hintereinander die aus fünf Stufen bestehende Treppe hinauf.

Genau vor ihnen lag ein langer Gang, der von einer verstaubten Glühbirne nur spärlich erhellt wurde.

„Sehen wir nach, wo die Käseräder liegen“, meinte von Wnuck und wollte sich in Bewegung setzen.

Ein Geräusch stoppte sein Vorhaben. Es kam von unten herauf. Erst jetzt erkannten sie, daß auch eine Eisentreppe in den Keller führte.

Schlurfende Schritte waren zu hören. Ein Lichtschein wurde sichtbar. Aus der Tiefe stieg langsam eine menschliche Gestalt nach oben. Ein alter Mann! Die in tiefen Höhlen liegenden Augen waren trüb und glanzlos. Kurzes Haar stand auf dem eckigen Schädel wirr durcheinander.

Die drei Soldaten waren von dieser seltsamen Erscheinung irgendwie beeindruckt.

Der Obergefreite Darboven fand als erster die Sprache wieder.

„Guten Abend“, grüßte er und versuchte zu lächeln. „Wir haben gehört...“ Er stockte.

„Ich weiß, was ihr wollt, Jungens“, sagte der Alte. „Ihr habt Hunger, nicht wahr?“

„Ja, wir haben gehört, daß es hier Käse geben soll“, mischte sich nun auch der Baron ein.

Der alte Mann trat auf ihn zu. „Ich hatte auch drei“, sagte er mit leiser Stimme. „Drei Söhne, ungefähr so alt wie ihr. Sie sind gefallen, alle drei. Jetzt bin ich allein.“

Von Wnuck, Darboven und Tauzin hatten im Lauf ihrer Kriegsjahre schon viel erlebt. Sie zählten sich zu den „alten Frontschweinen“. Sie hatten bis zu diesem Augenblick geglaubt, daß sie so leicht nichts umwerfen oder rühren würde. Doch jetzt mußten sie einsehen, wie sehr sie sich geirrt hatten. Dieser alte Mann, seine Worte, sein Lebensschicksal, machten ihre Knie weich und drückten auf die Stimmung.

Nicht nur von Wnuck und Tauzin, sondern auch der sonst so robuste Darboven vergaß in dem Augenblick, wozu sie eigentlich in die Fabrik eingedrungen waren.

„Ja, so war und ist es!“ sprach der Alte langsam weiter und nickte.

„Jetzt kommt hinter mir her. Ihr sollt das bekommen, was ihr haben wollt. Ich bin der Verwalter dieser Fabrik und berechtigt, an Soldaten Käse auszugeben.“

Die drei jungen Soldaten folgten ihm. In der Mitte des Ganges befand sich eine offenstehende Tür, die in einen großen Lagerraum führte. Der Alte nahm einen Käselaib und übergab ihn dem Stabsgefreiten. Dann kamen die beiden anderen an die Reihe.

Sie kamen wieder bei ihren Fahrzeugen an. Erst da stellten sie fest, daß sie unterwegs kein einziges Wort gesprochen hatten.

Gegen Mitternacht traf bei einer Funkstelle, die in einen Schützenpanzerwagen eingebaut war, ein Funkspruch ein. Die Funker entschlüsselten ihn. Ein Melder brachte ihn sofort zu Leutnant Berger, der zusammen mit Unteroffizier Zahn und dem Fahrer Lüdde im Volkswagen im Sitzen schlief.

Leutnant Berger las im Licht einer Taschenlampe, was auf dem grün linierten Spruchzettel stand.

„Zahn, Lüdde“, sagte er sofort darauf, „wecken Sie die Kompanie. In einer halben Stunde marschieren wir weiter.“

„Wohin, Herr Leutnant?“ fragte Zahn.

„Nach Heydekrug. Ihr kommt beide so schnell wie möglich zurück. Dann sehen wie uns gemeinsam die Marschroute an.“

Dreißig Minuten später zogen die ersten SPW zur Straße vor. Dort wartete bereits Leutnant Berger im nun wieder offenen Volkswagen, um sich an die Spitze der Kolonne zu setzen.

Als der neue Tag anbrach, erreichten sie das Ziel. Im Morgengrauen hielt die Fahrzeugkolonne zwischen einer schmalen Baumallee vor dem Ort Heydekrug. Das Dröhnen der Motoren und das Rasseln der Ketten setzten aus. Sofort darauf vernahmen sie das deutlicher, was bisher vom allgemeinen Fahrzeuglärm verdeckt worden war: Das Blöken und Schreien von Kühen. Die Geräusche kamen von links. Sie konnten aber nicht sehen, was sich dort tat; denn eine Dunstwolke versperrte die Sicht.

Als sie wieder geweckt wurden, schien bereits die Sonne. Jetzt erkannten sie auch, was anlag. Auf einer riesigen Weide liefen dicht bei dicht Tausende von Kühen herum. Die Bauern hatten sie - wie zu erfahren war - vor ihrer Flucht vor den Russen während der großem Herbstoffensive des Jahres 1944 aus den Ställen freigegeben und sich selbst überlassen. Die Tiere waren nun tagelang nicht mehr gemolken worden, so daß ihre Euter schmerzten und sie die Qualen durch verzweifelte Schreie kundgaben. Ein paar Infanteristen liefen mit Kochgescirren in der blökenden Masse herum, fingen Kühe ein und begannen sie zu melken.

„So viele Kühe habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht auf einem Haufen gesehen“, meinte der lange Unteroffizier Zahn.

„Die Viecher werden wir uns gleich mal näher unter die Lupe nehmen“, beschloß der Stabsgefreite von Wnuck. „Holt eure Kochgescirre. Wir melken die Vögel.“

Sie überquerten einen schmalen Pfad. Dahinter standen auf einem schmalen Wiesenstreifen fünf Leiterwagen mit Pferden. Alte Männer, Frauen und Kinder lagerten auf dem feuchten Boden um ein Feuer. Es handelte sich um Bauern, die ihre Heimat verlassen mußten und vor den Russen geflüchtet waren.

Von Südwesten her näherten sich in etwa hundert Meter Höhe zwei Jäger vom Typ Messerschmitt 109. Plötzlich entstand an der links liegenden Maschine eine Explosion. Das Flugzeug platzte auseinander, stürzte vom sonnigen Himmel und schlug am Boden auf.

„Mensch, wie konnte das denn passieren?“ rief Unteroffizier Zahn erstaunt. „Weit und breit hat niemand geschossen, und die Mühle purzelt trotzdem aus dem Himmel.“

„Das verstehe ich auch nicht ganz“, mischte sich der Baron ein. „Vielleicht hatte die Kiste irgendwelchen Defekt und ist deswegen explodiert.“

Der zweite Jäger raste über sie hinweg, drückte an und kurvte ein, um in südlicher Richtung zu verschwinden.

Kurz darauf waren in weiter Ferne dumpfe Abschüsse zu hören. Granaten heulten durch die Luft. Die sowjetische Artillerie feuerte direkt in die schreienden Kühe hinein. Granaten explodierten, rissen die Erde auf und zerfetzten die Tiere.

Ein Geschoß detonierte keine fünfzig Meter von den Funksoldaten entfernt. Infanteristen rannten zurück und sprangen über den Zaun. Zusammen mit den Funkern setzten sie sich zur Baumallee ab.

Am Ende der Allee war ein VW-Schwimmwagen (geländegängiges Auto mit Allrad-Antrieb, schwimmfähig) zu sehen. Der Wagen fuhr durch die Gasse, die von den links und rechts im Schutz der Bäume abgestellten Funk- und Schützenpanzerwagen gebildet wurde.

Der neben dem Fahrer sitzende Offizier war Hauptmann Franke, Kommandeur der Nachrichtenabteilung; ein schlanker, schwarzhaariges Offizier, 32 Jahre alt.

Die Funker sahen hinter dem Schwimmwagen her und beobachteten, wie Franke mit Leutnant Berger in einem Kastenwagen verschwand.

„Ich spüre plötzlich so ein seltsames Kribbeln im Hintern“, meinte der schlaksige Unteroffizier Zahn. „Und das seit dem Augenblick, als Franke auftauchte. Irgend etwas ist im Gange.“

Fünfzehn Minuten später wurde Zahns Vermutung bestätigt. Leutnant Berger erschien in der Hecktür des 305er und rief einem Gefreiten etwas zu, der in der Nähe stand.

Der Mann kam wenig später bei der Gruppe um Unteroffizier Zahn an. „Zahn, von Wnuck und Kowallik sofort zum Chef“, sagte er und rannte weiter.

Leutnant Berger erwartete sie auf der hölzernen Treppe, die am Heck des Kastenwagen angebracht war. „Kommt rein!“

Die drei betraten den geräumigen Wagen, in dem eine Funkstelle und ein Klappenschrank zur Vermittlung von Telefongesprächen eingebaut waren.

„Hockt euch irgendwo hin“, bestimmte Hauptmann Franke. Kurz darauf trafen noch der Funktruppführer, Unteroffizier Strache, und der Obergefreite Darboven im Wagen ein.

Franke saß auf einem Holzschemel und hielt eine Landkarte in den Händen.

„Ich habe euch aus einem besonderen Grund ausgewählt und herkommen lassen“, begann er und sah von einem zu ändern. „Von der Division wurde unsere Kompanie über den Stab der Nachrichtenabteilung zu einem speziellen Auftrag befohlen. Wie jeder weiß, ist die Verbindung zwischen den hier in unserem Raum stehenden Kräften mit den nördlich von uns befindlichen Kameraden durch den Einbruch der Russen zerschnitten worden. Es besteht nun die Absicht, den Kontakt mit den in Kurland liegenden Verbänden wieder herzustellen.“ Er machte eine Pause und nahm eine Karte zur Hand. Dann fuhr er fort:

„Eine Voraussetzung für diesen Vorstoß ist es, die im Norden befindlichen Einheiten mit entsprechenden Funkunterlagen zu versorgen, damit eine einwandfreie Nachrichtenverbindung zwischen Kurland und unseren Verbänden gewährleistet ist. Wir haben deshalb den Befehl bekommen, diese Aktion durchzuführen.“

Die Funker rissen die Augen auf, denn jeder von ihnen wußte, was das bedeutete: ein Himmelfahrtskommando!

„Ich muß mich dahingehend ergänzen“, sprach der Hauptmann nach kurzem Überlegen weiter, „daß nicht nur Geheimunterlagen überbracht werden müssen, sondern daß mindestens eine von unseren Funkstellen dort oben installiert werden soll.“

„Heißt das etwa, daß wir durch die Iwans (Spitzname für Russen) marschieren sollen, Herr Leutnant?“ platzte der Stabsgefreite von Wnuck heraus.

„Genau, Baron!“

„Aber die reißen uns doch den Hintern bis zum Stehkragen auf“, brauste der lange Zahn auf.

„Damit das nicht passiert“, mischte sich jetzt Hauptmann Franke mit seiner ruhigen Stimme ein, „haben wir vorgesorgt. Als erstes haben wir euch, die ihr hier versammelt seid, ausgewählt. Ihr seid die tüchtigsten Funker der Kompanie. Und dazu kommt noch Darboven von dem ihr sicherlich weißt, was er wert ist.“

Das runde Gesicht des Kochs strahlte, als er das hörte. Doch was der Hauptmann über ihn sagte, stimmte haargenau. Darboven hatte schon an manchem mörderischen Einsatz teilgenommen und trug das EK I (Eiserne Kreuz Erster Klasse, Tapferkeitsauszeichnung) zu Recht.

„Wie Herr Hauptmann bereits sagten“, warf von Wnuck ein, „machen wir uns nicht die Hosen voll, wenn es mal knallt. Aber das Ding, was da auf uns zukommt, ist ein bißchen zu haarig, auch für uns.“

„Finde ich auch“, stimmte Funktruppführer Strache, ein stämmig gebauter Mann mit breiten Schultern, seinem Kameraden zu. „Dabei gehen wir alle hops, Herr Hauptmann. Sie könnten uns genausogut auf der Stelle erschießen lassen, das wäre für uns vielleicht schmerzloser.“ An und für sich waren derartige Einwände und Diskussionen, militärisch gesehen, vollkommen unmöglich. Normalerweise war es üblich, daß Soldaten einen Befehl bekamen, den sie bedingungslos auszuführen hatten. Verweigerte einer einen Befehl, so konnte das seinen Tod bedeuten. Das mag heute wie eine kaum mehr vorstellbare Fama klingen, war damals aber oft sehr grausame Wirklichkeit.

Franke, dem die Funk- und Fernsprechkompanie, sowie ein Fernmeldetrupp unterstanden, bildete in diesem Punkt eine Ausnahme. Bevor er Soldat werden mußte, war er Studienreferendar an einer Oberschule in Süddeutschland gewesen. Er hatte sich gegenüber seinen Soldaten noch nie als starrsinniger „Kommißkopf“ aufgespielt, sondern mehr als eine Art von Vater für diese oft blutjungen Menschen, die man ihm anvertraut hatte. So war er ein wirklicher „Führer“ und kein Gehorsamsfanatiker, bei dem nichts anderes galt als der auszuführende Befehl.

Wegen dieser Einstellung hatte Franke bei seinen Vorgesetzten schon oft Schwierigkeiten gehabt. In deren Augen galt er als zu weich und zu lasch. Doch Hauptmann Franke konnte solchen Meinungen gegenüber die Tatsache ins Treffen führen, daß er mit seiner gut funktionierenden Nachrichtentruppe schon große Erfolge erzielt hatte.

Schon oft waren es gerade seine Funker und Fernmelder gewesen, die in brenzligen Situationen Nachrichtenverbindungen herstellten und damit dem Stab der Panzerdivision wichtige Führungsmittel in die Hand gaben, um ein Chaos zu verhindern. Schon viele Männer hatten ihren Einsatz mit dem Leben bezahlen müssen.

„Strache“, wandte sich Hauptmann Franke an den Funktruppführer, „Sie könnten recht haben, aber genausogut völlig falsch liegen. Es ist besser, wenn Leutnant Berger noch mehr über den Einsatz erklärt, bevor wir weiter diskutieren.“

Berger zündete sich eine Zigarette an, tat ein paar Züge und sagte: „Dafür bin ich auch, Herr Hauptmann. Also, weiter im Text: Hauptmann Franke und ich haben uns für die Operation folgende Grundprinzipien ausgedacht. Wir operieren erstens einmal im ganz kleinen Stil. Das heißt, daß nur zwei SPW, vier Funker und vier Fahrer, die notfalls auch als Schützen fungieren, zum Einsatz kommen. Außerdem meine Person als Führer der Gruppe und zwei weitere Begleiter, also insgesamt elf Mann.“

„Jawohl, Herr Leutnant“, antwortete Unteroffizier Zahn für alle anderen. „Nur eines müssen wir noch wissen: die Marschroute. Schließlich bewegen wir uns in einem Gelände, das uns unbekannt ist.“

„Darauf wollte ich gerade zu sprechen kommen“, erklärte Berger. „An und für sich hatte uns der Ic (Feindlage- und Abwehroffizier) einen ortskundigen Begleiter mit auf den Weg geben wollen. Doch der Mann wurde heute morgen bei einem Artillerieüberfall schwer verwundet. Deshalb müssen wir mit den Mitteln auskommen, die uns zur Verfügung stehen. Generell ist dazu zu sagen, daß wir es ja gewohnt sind, in uns unbekannten Gebieten herumzukurven. Denken Sie nur an den letzten Marsch nach Tilsit.“

„Und was sind das für Mittel, Herr Leutnant?“ wollte Unteroffizier Strache wissen.

„Erstens genaues, gutes Kartenmaterial in jeder Menge. Jeder erhält außerdem noch einen Marschkompaß, mit dessen Hilfe ihr auch bei eventuellen Notfällen zu den eigenen Linien zurückmarschieren könnt. Ferner liegt ein schriftlicher Bericht über den Raum vor, in dem wir operieren müssen.“

„Das ist dieser Apparat hier“, warf Hauptmann Franke ein. Er hielt einige mit Schreibmaschine beschriebene DIN-Blätter hoch.

„Jeder von euch liest sich den Bericht durch“, fuhr Berger fort. „Und das möglichst gründlich. Wir marschieren, das will ich kurz erwähnen, zuerst auf Memel zu, stoßen östlich daran vorbei, und weiter geht es in Richtung Polangen. Laut Lagebericht soll sich dort die nur dünn besetzte Front der Russen befinden...“

„Das walte Hugo, der Dicke“, sagte der Stabsgefreite von Wnuck.

„Und wenn es nicht so ist, wird uns der nächste Wehrsold*) in Rubeln ausgezahlt.“ Einige lachten sogar.

„Hat noch jemand eine Frage?“ rief Leutnant Berger.

„Wie steht es mit der Ausrüstung?“ erkundigte sich Darboven.

„Jeder bekommt eine Maschinenpistole mit sechs gefüllten Magazinen. In den Fahrzeugen wird Ersatzmunition in Kisten mitgeführt, dazu Gurtmunition für die Maschinengewehre. Ferner Handgranaten und ein paar Panzerfäuste („Panzerfaust“ - ein rückstoßfreies Abschußgerät für panzerbrechende Hohlladungsgeschosse).

„So, damit wären wir am Ende der Geschichte“, ergriff Hauptmann Franke das Wort. „Darboven, Baron, ihr beide zieht die Schützenpanzerwagen in das Gehöft am Anfang der Allee vor. Dort werden sie startklar gemacht. Heute nachmittag geht die Post ab. Noch etwas: Strenge Geheimhaltung ist natürlich oberstes Gebot. Haltet in eurem eigenen Interesse die Klappe. Denn wenn der Iwan Wind von der Sache bekommt, muß ich euch wahrscheinlich abbuchen.“

Hauptmann Franke erhob sich, die anderen taten es ebenfalls. „Ich wünsche euch allen viel Glück und vollen Erfolg. Wenn ihr drüben seid, meldet euch sofort. Im Funkdorf ist eine Funkstelle ständig für euch auf Empfang.“

Er trat auf Leutnant Berger zu reichte ihm die Hand zum Abschied, dann kamen die übrigen an die Reihe.

„Hoffentlich frißt uns dieser dicke Hund nicht alle auf“, meinte der Obergefreite Kowallik, als sie den Kastenwagen verließen. Sein Gesicht sah düster und keineswegs, wie sonst immer, heiter aus.

„Keine Angst, Schwager“, höhnte Darboven, „diese 120 Kilometer von hier nach Norden schaffen wir doch spielend.“

„Stellt das Palavern ein“, fuhr Leutnant Berger dazwischen. „Baron, Darboven, Zahn und Strache, ihr kommt mit mir. Wir suchen uns zwei der besten SPW aus. Die übrigen holen das zusammen, was wir für den Marsch brauchen. Bringt das ganze Zeug in das Gehöft. Beeilt euch. Je schneller wir mit den Vorbereitungen fertig sind, desto eher haben wir es hinter uns.“

Er drehte sich um und brüllte die Allee hinunter: „Manz!“

Etwa fünfzig Meter unterhalb des Kastenwagens sprang ein Mann auf den Weg zwischen den Bäumen: Oberfeldwebel Manz, der L.d.Fu. (Leiter des Funkdorfs, der für den reibungslosen Einsatz der einzelnen Funkstellen und Funktrupps verantwortlich war).

Zusammen mit Manz gingen sie an den Funkwagen entlang und suchten zwei SPW aus, deren Besatzungen die Fahrzeuge verlassen mußten. Der Stabsgefreite und Darboven klemmten sich hinter

die Steuer, ließen die Motoren an und fuhren die Wagen auf den Bauernhof, wo sie in einer großen Remise untergebracht wurden.

Obwohl sie auf anderen Fahrzeugen eingesetzt waren, galten v. Wnuck und Darboven als die besten SPW-Fahrer der Einheit. Auf der Spezialschule in Berlin-Tegel waren sie nicht nur für das Fahren von leichten Schützenpanzerwagen, sondern auch auf normalen Panzern ausgebildet worden. Sie hatten Einsätze in Sizilien und Italien gefahren und dort ihre Erfahrungen vertiefen können.

Der Obergefreite Darboven war übrigens rein zufällig in den Küchendienst geraten. In Italien war der damalige Koch wegen einer schweren Erkrankung plötzlich ausgefallen. Er wußte, wie gut Darboven kochen konnte, und so war dieser „Küchenbulle“ geworden.

Während Wnuck, Darboven, Tauzin und Kowallik die SPW auftankten und warteten, die Funker sich um die Geräte kümmerten und sie überprüften, kramte Leutnant Berger mit dem Obergefreiten Lüdde und dem Gefreiten Heise im VW herum, um alles zusammenzuholen, was noch für den Einsatz benötigt wurde.

Gegen vier Uhr waren alle Vorbereitungen abgeschlossen, die Männer eingehend instruiert. Die beiden SPW waren einsatzklar bereit, die Männer legten sich in die Wagen und schließen.

Die blasse Herbstsonne ging im Westen in einer Dunstschicht unter, als Darboven und v. Wnuck die Maybach-Motoren anließen. Die Besatzungen ragten oben aus den Fahrzeugen heraus und winkten zum Abschied den Kameraden zu, die sich an dem Schuppen versammelt hatten. Das Unternehmen begann.

Die Fahrer wendeten und rollten los. Sie passierten die Ortschaft, begegneten Pferdewagen mit Flüchtlingen. Schließlich erreichten sie die Straße nach Memel.

Stillstehende Panzer tauchten links und rechts auf. Im Schein immer wieder aufsteigender Leuchtkugeln war zu erkennen, daß die Panzermänner auf ihren Kampfwagen saßen oder davor herumstanden.

„Wir müßten bald auf die Grenadiere stoßen“, sagte Unteroffizier Zahn, der im ersten SPW am MG (Maschinengewehr) stand, die Karte mit einer Taschenlampe anleuchtete und sie Leutnant Berger hinhieß. „Schauen Sie, Herr Leutnant, wir erreichen gleich diese kleine Ortschaft, wo eine Brücke überquert werden muß. Direkt dahinter liegen die Kameraden vom Grenadierregiment eins in Stellung.“

„Hoffentlich“, schnaufte Berger. Kurz darauf erkannten sie im grellen Schein von Leuchtkugeln eine Menge Gestalten, die mitten auf der Straße standen. Sie waren mit Karabinern, Maschinenpistolen und Panzerfäusten ausgerüstet: die Grenadiere.

„Halt!“ rief Berger nach unten in den Fahrerstand, wo Wnuck seinen Kopf aus der vorderen Luke herausstreckte, um besser sehen zu können. Das Fahrzeug hielt.

Zwei Grenadiere lösten sich aus dem Haufen und traten auf den vorderen SPW zu. Der eine war ein Leutnant, der andere ein Feldwebel. Von der Funkstelle, die vom Funkdorf zum Grenadierregiment abkommandiert worden war, hatte man die Ankunft der beiden Fahrzeuge bereits gemeldet.

„Seid ihr die Wahnsinnsvögel, die noch weiter nach Norden vorstoßen sollen?“ rief der Kompanieführer zu Leutnant Berger hinauf. Berger bejahte das und erkundigte sich nach der Lage. „Wir sind der letzte Haufen vor Memel“, informierte ihn der Grenadieroffizier (Grenadier war eine andere Bezeichnung für Infanterist). „Vor uns kommt eine Weile überhaupt nichts, abgesehen von Flüchtlingsfahrzeugen“, fuhr er fort. „Dann die Stadt. Was dahinter liegt, weiß der Kuckuck. Ich rate euch, vorsichtig zu sein und wünsche euch viel Erfolg.“ Er trat zurück und grüßte. Die Grenadiere spritzten auseinander und gaben die Straße frei.

Sie bildeten ein lebendes Spalier, durch das die beiden SPW hindurchrollten. Damit brachen Leutnant Berger und sein Trupp sozusagen die letzte Brücke ab, die sie bis dahin noch mit ihrer Stammeinheit und der übrigen Division verbunden hatte.

Die Kommandoangehörigen starnten schweigend in die Dunkelheit. Noch waren sie gute Dinge und darauf bedacht, zum Erfolg zu kommen. Noch wußten sie nicht, was die nahe Zukunft bringen würde.

Wie war es überhaupt zu dieser relativ kleinen Aktion im Rahmen des allgemeinen Kriegsgeschehens gekommen? Und wie verliefen die Gesamtoperationen im Norden der Ostfront, wo das Spezialkommando des Leutnants Berger im Einsatz stand?

*

Im Verlauf des Rußlandfeldzuges (Beginn 22. Juni 1941) bestanden generell auf deutscher Seite immer drei große militärische Kräftegruppen: die Heeresgruppe Nord, die Heeresgruppe Mitte und die Heeresgruppe Süd. Leutnant Berger und seine Männer gehörten zur Heeresgruppe Nord.

Im Juli 1944 hatte die Rote Armee mit sehr starken Kräften eine großangelegte Offensive gegen die zahlenmäßig unterlegene, dazu durch vorausgegangene Verluste geschwächte Heeresgruppe Mitte gestartet. Der russische Großangriff wurde auf der gesamten Breite der Heeresgruppe vorgetragen.

Die Frontlinie dieser großen deutschen Kampfgruppe verlief zwischen den Pripjet-Sümpfen im Süden (nordwestlich der Stadt Kiew) nach Norden bis zu dem Fluß Düna in Lettland hinauf. Dort schloß sich die Heeresgruppe Nord an, deren Hauptkampfelinie (HKL) sich zwischen Dünaburg bis Narwa (im Baltikum) erstreckte. Die Front der Heeresgruppe Mitte brach bei dem Ansturm der Roten Armee zusammen. Dadurch geriet die Heeresgruppe Nord in Gefahr, von ihren rückwärtigen Verbindungen zum deutschen Mutterland, vor allem von Ostpreußen, abgeschnitten zu werden. Eine Situation, die böse Folgen hätte haben können.

Ferner begannen die Sturmgruppen der Roten Armee am 11. Juli 1944 auch einen Gegenangriff gegen die Heeresgruppe Nord, die zu jener Zeit unter dem Oberbefehl von Generaloberst Frießner stand. Innerhalb von zehn Tagen überschritten die sowjetischen Kräfte die Düna und drangen gegen den Rigaer Meerbusen vor. Der auf deutscher Seite vermutete Abtrennungsversuch der Heeresgruppe Nord und damit deren Ausschaltung schien jetzt tatsächlich innerhalb von kurzer Zeit Wirklichkeit zu werden.

Generaloberst Frießner beabsichtigte nun, ebenso wie sein Vorgänger Generaloberst Lindemann, die Heeresgruppe Nord freiwillig aus dem baltischen Raum zurückzunehmen, damit sie später für weitere Kampfhandlungen wieder einigermaßen intakt zur Verfügung stehen würde. Doch der ehemalige Führer des deutschen Reiches, Adolf Hitler, lehnte derartige Absichten ab, getreu seiner immer wieder verlautbarten Devise: „Wo der deutsche Soldat steht, da hat er stehenzubleiben.“

Als es während dieser Julitage des Jahres 1944 an den Fronten, vor allem im Osten, zu brennen begann, stürzte über Hitler noch ein anderes Ereignis herein.

Am Nachmittag des 20. Juli 1944 wollte Hitler den inzwischen zurückgetretenen italienischen Staatschef Benito Mussolini empfangen. Deshalb wurde die übliche mittägliche militärische Lagebesprechung in Hitlers Hauptquartier „Wolfschanze“ (bei Regensburg in Ostpreußen) auf 12 Uhr 30 vorverlegt. Normalerweise fanden die Lagebesprechungen in einem Betonbunker statt. Da an diesem jedoch zur Verstärkung der Betondecke Bauarbeiten durchgeführt wurden, wurde die Besprechung in einer einfachen Baracke durchgeführt. Unter den an einem Eichentisch versammelten Offizieren befand sich auch Oberst Graf von Stauffenberg, der zum Vortrag über die Neuaufstellung des Heimatheeres ins Hauptquartier befohlen worden war.

Während General Heusinger über die Lage an der Ostfront berichtete, stellte Graf Stauffenberg eine Aktentasche unter den großen Tisch, die eine Bombe mit Zeitzünder enthielt. Daraufhin verließ Stauffenberg die Baracke mit dem Hinweis, er müsse zum Telefon.

General Heusinger sprach gerade von der Bedrohung, die auf -die Heeresgruppe Nord zukam. Hitler beugte sich über den Tisch, um auf der dort befindlichen großen Karte etwas nachzusehen, da explodierte die Bombe mit lautem Knall. Sie hob die Tischplatte samt Hitler hoch und schleuderte sie nach hinten weg. Hitler überstand das Attentat mit geringfügigen Verletzungen. Getötet wurden dagegen ein Stenograf, Generalleutnant Schmundt, General der Flieger Körten und Oberst im Generalstab Brandt.

Schwer verletzt wurden der Fliegergeneral Bodenschatz, Konteradmiral von Puttkamer, Generalmajor Scherff, Oberstleutnant im Generalstab Borgmann und Kapitän zur See Aßmann.

Weniger schwer verletzt wurden Keitel, Jodl (die engsten militärischen Berater Hitlers), General der Infanterie Buhle, Generalleutnant Heusinger, Konteradmiral Voß, SS-Gruppenführer Fegelein, Oberst von Below, Oberstleutnant Waizenegger, Major im Generalstab Buchs, Major von Jahn und SS-Hauptsturmführer Günsche.

Oberst Graf von Stauffenberg wartete etwa 80 Meter von der Baracke, bis die Bombe explodierte. Er war im Glauben, daß Hitler tot sei. Es gelang ihm, aus dem Bereich des Hauptquartiers herauszukommen und nach Berlin zu fliegen. Er wollte bei der nun erfolgenden Neugliederung der obersten deutschen Führung eine Rolle spielen. Dort wurde er aber dann verhaftet und erschossen. Seinen Mitverschwörern erging es ähnlich. Insgesamt fielen 5.000 Personen der nun einsetzenden Racheaktion zum Opfer.

Über den damaligen deutschen Reichsrundfunk wurde angekündigt, daß Hitler persönlich zu dem Anschlag Stellung nehmen würde. Nach Mitternacht wurde diese Rede von Königsberg aus über alle deutschen Sender ausgestrahlt. Darin hieß es:

„Eine ganze kleine Clique ehrgeiziger, gewissenloser und zugleich verbrecherischer, dummer Offiziere hat ein Komplott geschmiedet, um mich zu beseitigen und zugleich mit mir den Stab praktisch der deutschen Wehrmachtführung auszurotten... Der Kreis, den diese Usurpatoren darstellen, ist ein denkbar kleiner. Er hat mit der deutschen Wehrmacht und vor allem auch mit dem, deutschen Heer nichts zu tun. Es ist ein ganz kleiner Klüngel verbrecherischer Elemente, die jetzt unbarmherzig ausgerottet werden... Ich bin der Überzeugung, daß wir mit dem Austreten dieser ganz kleinen Verräter- und Verschwörer-Clique nun endlich aber auch im Rücken der Heimat die Atmosphäre schaffen, die die Kämpfer an der Front brauchen. Denn es ist unmöglich, daß vorn Hunderttausende und Millionen braver Männer ihr letztes hergeben, während zu Hause ein ganz

kleiner Klüngel ehrgeiziger, erbärmlicher Kreaturen diese Haltung dauernd zu hintertreiben versucht. Diesmal wird nun so abgerechnet, wie wir das als Nationalsozialisten gewohnt sind."

Über Graf von Stauffenberg, der einmal ein Anhänger Hitlers gewesen war, heißt es bei Margret Boveri („Der Verrat im XX. Jahrhundert“):

„Sie (gemeint sind die Brüder Klaus und Bertold von Stauffenberg) begegneten dem Phänomen Hitler illusionslos, sozusagen auf der Tatebene, und das gab ihnen auch die innere Freiheit, zu erwägen, was von den Einrichtungen des Dritten Reichs erhalten bleiben könne. Stauffenberg, so schreibt Zeller, fühlte sich eben überhaupt nicht als Mitglied einer Widerstandsbewegung, sondern als verantwortliche Kraft einer deutschen Erhebung. Er sah es nicht als das oberste Ziel, Hitler und seine Herrschaft zu Fall zu bringen, als vielmehr die außerordentliche und offenbar vom Schicksal so gewollte Erschütterung Deutschlands zu einem staatlichen Erneuerungsversuch zu benutzen, der in ganz andere Lebensschichten reichen sollte als die Revolutionen von 1918 und 1933.“

Für die Masse der deutschen Soldaten hatte das mißglückte Attentat eine mehr im Formalen liegende Folge. Dies wurde in einer amtlichen Bekanntmachung jener Tage näher umrissen, worin es hieß:

„Der Reichsmarschall des Großdeutschen Reiches (Hermann Göring, d. V.) hat als rangkältester Offizier der Deutschen Wehrmacht, zugleich im Namen von Generalfeldmarschall Keitel und Großadmiral Dönitz, dem Führer gemeldet, daß alle Wehrmachtsteile aus Anlaß seiner Errettung gebeten haben, in der Deutschen Wehrmacht den Deutschen Gruß als ein Zeichen unverbrüchlicher Treue zum Führer und engster Verbundenheit zwischen Wehrmacht und Partei einführen zu dürfen. Der Führer hat dem Wunsch der Wehrmacht entsprochen und seine Zustimmung gegeben.“

„Mit sofortiger Wirkung tritt daher an die Stelle der Ehrenbezeugung durch Anlegen der rechten Hand an die Kopfbedeckung Ehrenbezeugung durch Erweisen des Deutschen Grußes“ (Anheben des ausgestreckten rechten Armes bis in Augenhöhe).

Vor diesem geschichtlichen Hintergrund spielten sich die militärischen Geschehnisse im Norden der Ostfront ab, die Gegenstand dieses Berichtes sind.

Auf den Vorschlag von Generaloberst Frießner, die Heeresgruppe Nord aus dem baltischen Raum herauszuziehen, reagierte Hitler wie folgt: Er setzte Frießner einfach ab und befahl Generaloberst Schörner aus der Südukraine als neuen Oberbefehlshaber zur Heeresgruppe Nord. In der diesbezüglichen Weisung (Hitlers Befehle) hieß es:

„Ich ernenne den Generaloberst Schörner zum Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Nord und übertrage ihm für seinen gesamten Befehlsbereich die Befugnis, alle verfügbaren Kampfkräfte und -mittel der Wehrmachtsteile und der Waffen-SS, der Gliederungen und Verbände außerhalb der Wehrmacht, der Partei- und zivilen Dienststellen zur Abwehr des feindlichen Angriffs und zur Erhaltung des Ostlands einzusetzen.“

„Alle Waffenträger, gleichgültig welchem Wehrmachtsteil oder welchen Verbänden außerhalb der Wehrmacht sie angehören, sind hierzu einheitlich einzusetzen.“

Aber auch Schörner, von den Landsern zuweilen „blutiger Ferdinand“ oder „Soldatenklau“ genannt, konnte dem Schicksal der aus der 16. Armee (Befehlshaber General Hilpert) und der 18. Armee (Befehlshaber General Boege) bestehenden Großkampfgruppe letzten Endes keine entscheidende, positive Wende geben.

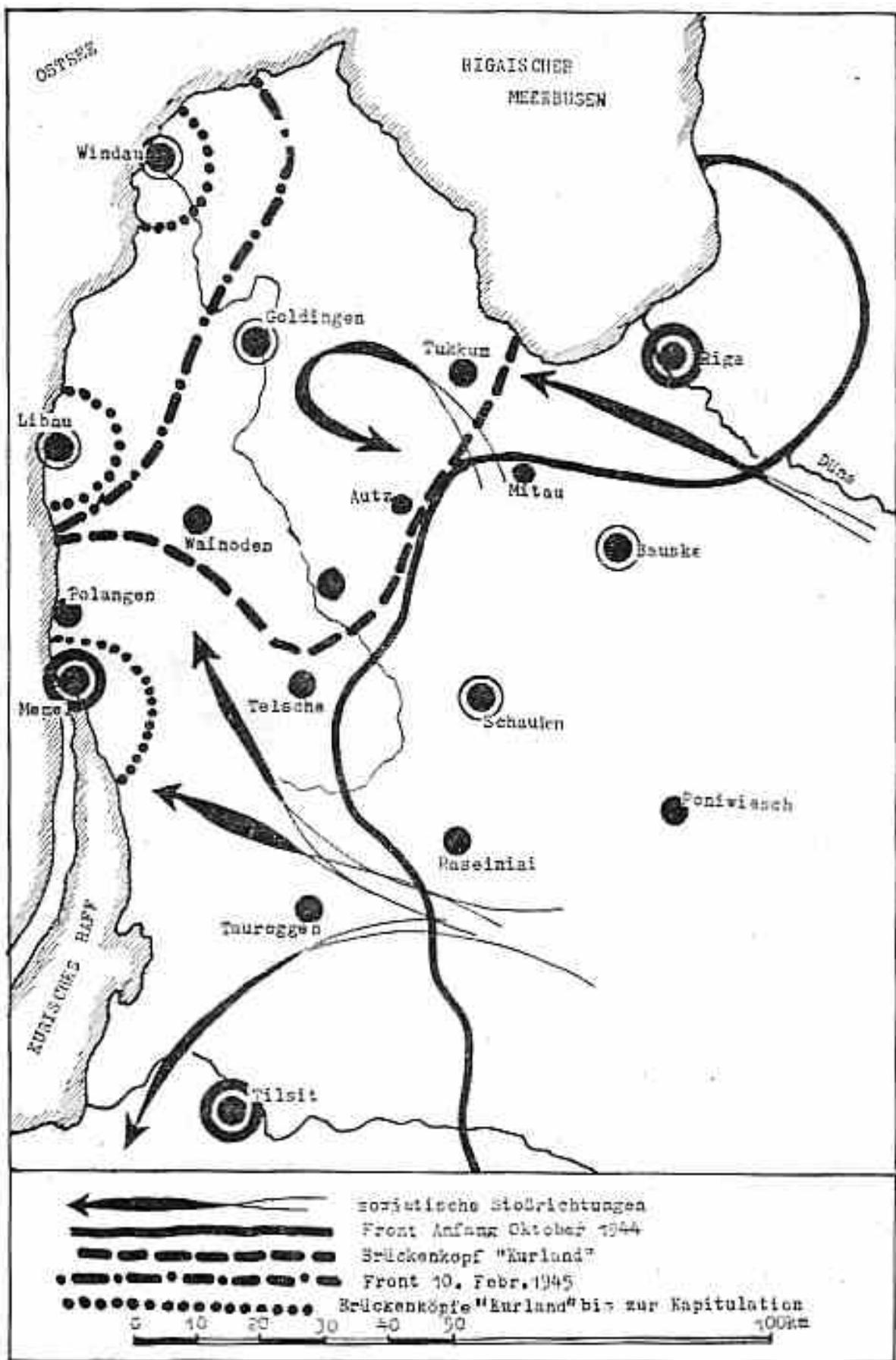
Am 15. September 1944 trat die sogenannte „Leningrader Front“ unter dem Oberbefehl des sowjetischen Marschalls Goworow gegen die im Raum Finnischer Meerbusen stehende Kampfgruppe - gegen die 18. Armee - zum Angriff an. Der Druck der Roten Armee war so stark, daß die deutschen Truppen zurückweichen mußten und die beiden letzten deutschen Marinestützpunkte am Finnischen Meerbusen (Reval und Baltischport) in sowjetische Hände fielen.

Andere Teilkräfte der „Leningrader Front“ stießen weiter in südwestlicher Richtung zum Ostufer des Rigaer Meerbusens vor und erreichten am 24. September 1944 die Stadt Pernau. Im Hafen war die Verladung von deutschen militärischen Verbänden auf Schiffe bereits seit einiger Zeit voll im Gange. Die sowjetische Luftwaffe beeinträchtigte die Verladeaktionen empfindlich und zerstörte mehrere Schiffe durch Bomben.

Ebenfalls am 24. September 1944 erreichte der Südflügel von Goworows Armee die Stadt Wolmar und bekam so Verbindung mit der auch am 15. September 1944 zur Offensive angetretenen „3. baltischen Front“ (Oberbefehlshaber General Masslenikow). Hauptziel der „3. baltischen Front“ im Verein mit der 1. und 2. „baltischen Front“ war die Einnahme der wichtigen Hafenstadt Riga.

Auf deutscher Seite stand diesem Offensiv-Vorhaben die 16. Armee gegenüber. Diese widersetzte sich vorerst erfolgreich, allerdings unter schweren Verlusten.

Die Lage bei der deutschen 18. Armee wurde ebenfalls immer bedrohlicher. Um deren Vernichtung zu verhindern, entschloß sich das deutsche Oberkommando, diese Kampfgruppe ebenfalls in den Raum Riga zurückzuverlegen.



Wegen der ständig größer werdenden Verluste und dem nicht nachlassenden feindlichen Druck bereitete der Stab der Heeresgruppe Nord (Stabschef Generalmajor von Natzmer) daraufhin den Rückzug der 16. und auch der 18. Armee nach Kurland vor: das Unternehmen „Donner“.

Diese große Absetzbewegung der Heeresgruppe Nord konnte aber noch nicht sofort in vollem Umfang durchgeführt werden, vor allem bei den südlich stehenden Einheiten nicht. Dort stießen die Truppen der Roten Armee mit starken Kräften durch Litauen vor, um an die Ostsee zu gelangen. Dadurch wurde der Südflügel der Heeresgruppe im Raum Schaulen-Moscheiken in heftige Kämpfe verwickelt.

In diesem Abschnitt kam es auch zu einem entscheidenden Vorstoß sowjetischer Kräfte, dessen Gelingen auf eine taktische Fehleinschätzung des deutschen Oberbefehlshabers zurückzuführen war. Im übrigen war die danach existente Lage auch für den Einsatz des Spezialkommandos der Nachrichtentruppe von ursächlicher Bedeutung.

Bis zu diesem verhängnisvollen Zeitpunkt bestand immer noch eine Verbindung der Heeresgruppe Nord zum Deutschen Reich: eine Landschleuse, ein sogenannter feindfreier „Schlauch“. Um diesen „Schlauch“ zu erhalten, sollten starke deutsche Panzerverbände (die aber nicht verfügbar waren) im Raum Schaulen zusammengezogen werden, um so einen Durchbruch von sowjetischen Teilkräften nach Memel und Libau (Ostseehäfen) zu verhindern, da dadurch die Landverbindung zerschnitten worden wäre.

In dieser Situation trat folgendes ein: Generaloberst Schörner glaubte nicht daran, daß die sowjetischen Teilkräfte nach Memel weiter marschieren, also gegen den „Schlauch“ operieren würden. Schörner war weiterhin der Meinung, ein erneuter sowjetischer Vorstoß würde gegen Mitau, mit weiterer Hauptstoßrichtung auf Riga und den Rigaer Meerbusen erfolgen. Deshalb massierte er ein starkes Truppeneinheiten im Raum Mitau. Doch diese Rechnung ging schließlich nicht auf.

Die Rote Armee trat eine Weile auf der Stelle, führte Nachschub nach, massierte sich zu einem neuen Vorstoß und trat schließlich an. Aber nicht dort, wo Schörners Verbände bereitstanden (in Mitau), sondern im Raum Schaulen. Sie stießen nach Westen auf die Küste zwischen Libau und Memel vor, und niemand hielt sie auf. Mitte Oktober erreichten sie bei dem kleinen Hafen Polangen, nördlich von Memel, die Ostsee. Damit war das eingetreten, was viele führende Offiziere befürchtet hatten: Die Landverbindung zum Deutschen Reich war damit zerschnitten; die Heeresgruppe Nord saß in der Falle, in der es nur noch eine offene Tür gab: die Seeverbindung über die Ostsee.

Bei diesem Dilemma gab es nur einen einzigen bescheidenen Vorteil für die deutsche Großkampfgruppe. Mit dem Vorstoß zur Ostsee und dem Zerschneiden des „Schlauches“ war die Offensivkraft der Roten Armee im Nordraum weitgehend geschwächt. Anders ausgedrückt: Die Großangriffe hatten die sowjetischen Truppen dermaßen ausgelaugt, daß sie erst wieder Atem holen mußten. Deshalb trat vorübergehend eine Erstarrung der Fronten ein; das bedeutete, daß es vorerst nicht mehr zu Großangriffen kam, sondern nur noch zu kleinen, örtlichen Gefechten.

Während das eben geschilderte Geschehen am Südflügel der Heeresgruppe Nord abrollte, ging man daran, das Unternehmen „Donner“, die Absetzbewegung, zu verwirklichen.

1944 begann der große Rückzug nach Kurland. Zuerst war die 18. Armee an der Reihe, die sozusagen hinter dem Rücken der in Abwehr und Einsatz stehenden 16. Armee den Rückzug antrat. Dazu war ein 45 Kilometer langer und sechs Kilometer breiter „Schlauch“ zwischen Riga und dem Ort Schlock offen gehalten worden.

Innerhalb dieser Landverbindung nach Kurland mußten die Verbände die Flüsse Düna und Aa überwinden. In Riga selbst bauten Pioniereinheiten zwischen die beiden dort befindlichen steinernen Brücken noch eine Behelfsbrücke über die Düna. Fast 1100 Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften standen als Lotsen bereit. Zum Übergang über die Düna waren ferner noch 40 Fähren der Kriegsmarine, der Heerespioniere und Fahrzeuge aus Privathand eingesetzt. Täglich zogen zwei Divisionen durch den „Schlauch“, der fortwährend von der sowjetischen Artillerie beschossen wurde.

Was für riesige Heermassen durchgeschleust werden mußten, drücken die folgenden Zahlen aus: 29 Divisionen, zwei Brigaden, 190 Flakbatterien, 28 Heeresartillerieabteilungen, 68 Pionierbataillone, ferner Zivilisten der Verwaltung des Reichskommissariats Ostland. Insgesamt waren es über 111.000 Fahrzeuge aller Art.

Die Sicherungskräfte der 16. Armee, die diesen großen Rückzug zum Gegner hin deckten, wurden nach und nach aus der Front herausgelöst und ebenfalls nach Kurland gebracht. Als letzte Einheit ging die Heeres-Sturmgeschützbrigade 393 unter Hauptmann Barths über die Dünabrücken. Damit war die Absetzaktion in der verhältnismäßig kurzen Zeit von drei Wochen beendet. Eine organisatorische Meisterleistung.

Am Morgen des 13. Oktobers 1944 zündeten Pioniere die bereits angelegten Sprengladungen an der großen Dünabrücke, die mit donnerndem Getöse in die Luft flog und ins Wasser klatschte. Die letzte Verbindung zu den alten Kampfräumen war damit zerstört.

Bis zu diesem Augenblick standen die Einheiten der Heeresgruppe Nord über drei Jahre fast ohne Unterbrechung und ohne Zufuhr von immer benötigten Reserven im Einsatz. Noch ahnten die

Soldaten nicht, was auf sie zukam. Stimmung und Haltung der Truppe war noch gut, da man allgemein auf ein weiteres Zurückgehen nach Westen hoffte.

In Kurland, dem über 14 000 Quadratkilometer großen westlichen Teil der ehemaligen Republik Lettland, ging man daran, eine neue Front aufzubauen. Diese verlief schließlich in ihrer ersten Phase 30 Kilometer südlich von Libau nach Moscheiken im Osten und Tukkum im Norden. Im Rücken der Heeresgruppe Nord, später in Heeresgruppe „Kurland“ umbenannt, befand sich die Ostsee, über welche der Truppenverband versorgt wurde.

Auch noch in diesen Tagen setzten sich führende Offiziere für die völlige Rückführung der Heeresgruppe Nord auf taktisch günstigere Stellungen ein. Generaloberst Schörner dagegen beabsichtigte die Front dort zu halten, wo sie im Oktober 1944 verlief.

Trotzdem drängte der Chef des Generalstabes des Heeres, Generaloberst Guderian, immer wieder auf Abzug der Heeresgruppe. Er schlug dazu unter anderem auch vor, die Heeresgruppe nach Ostpreußen durchbrechen zu lassen. Bei dieser Aktion sollten ihr andere Kräfte entgegenkommen, um so einen neuen „Schlauch“ zu bilden. Ferner war an eine Rückführung der Kurlandkämpfer über See gedacht. Guderian wollte die in Kurland an und für sich wenig nützlich eingesetzten Kräfte zum Schutz des immer stärker bedrohten deutschen Reiches einsetzen.

Doch zu jener Zeit, als die Heeresgruppe Nord in den Raum Kurland eingesickert war, sah es für den „Ostpreußenplan“ nicht gerade rosig aus.

Die Rote Armee führte (in etwa parallel zu den Stößen gegen die Heeresgruppe Nord) am 16. Oktober 1944 auch eine Großoffensive gegen Ostpreußen durch. 40 Schützendivisionen und zahlreiche Panzerverbände wurden dabei eingesetzt. Zum erstenmal in der Geschichte des II. Weltkrieges betraten sowjetische Soldaten deutschen Boden.

Doch die deutsche 4. Armee unter General Hoßbach konterte energisch und hatte Ende Oktober, Anfang November 1944 die sowjetischen Kräfte wieder aus Ostpreußen herausgeworfen. Die Rote Armee verlor dabei 1.000 Panzer, 300 Geschütze und viele Soldaten.

Danach wurde der Plan wieder aktuell, von Ostpreußen her nach Kurland vorzustoßen, um die dortige Heeresgruppe zu entsetzen. Entsprechende Maßnahmen wurden in Ostpreußen eingeleitet und Teilkräfte in den Raum Tilsit und Heydekrug verlegt. Darunter auch die Nachrichtenabteilung, die den Befehl bekam, mit zwei Schützenpanzerwagen in Richtung Kurland vorzustoßen.

*

„Stopp!“ rief Leutnant Berger nach unten in den Fahrerraum. Obergefreiter Kowallik kuppelte aus und trat auf die Bremse. Ruckartig kam der SPW zum Stehen. Das zweite Halbkettenfahrzeug hielt etwa fünf Meter hinter Bergers Wagen (das Fahrzeug hatte vorn zwei Gummiräder zur Lenkung, konnte aber auch nur auf den Ketten fahren, wenn die Räder ausfielen).

„Motor abstellen!“ rief Berger und hob das Fernglas an die Augen.

„Was ist los?“ fragte Stabsgefreiter von Wnuck, der neben Berger stand und eine Zigarette rauchte. Zwischen den beiden befand sich das in einer Gabel montierte Maschinengewehr, das nach allen Seiten schießen konnte. Unteroffizier Zahn hockte hinten auf dem Boden und betrachtete beim dünnen Schein einer Taschenlampe die Karte. Der Funkgefreite Eilert lag am Heck und schlief, denn im Augenblick gab es für ihn nichts zu tun.

Jochen Zahn löschte die Taschenlampe und stellte sich hinter die beiden. Zu dem Zeitpunkt waren sie etwa dreißig Kilometer ohne Zwischenfälle vorangekommen. Sie standen jetzt vor der Stadt Memel. Links von ihnen, in der Stadt selbst, war der Himmel rot verfärbt.

Doch das interessierte Leutnant Berger in dem Augenblick weniger. Direkt vor ihnen, in einer Entfernung von etwa zwei Kilometern, loderten nämlich ebenfalls Flammen.

„Was hat das zu bedeuten?“ fragte Unteroffizier Zahn.

„Da brennt ein Haus ab“, knurrte Wnuck. „Hast du das noch nie gesehen?“

Kaum hatte er ausgesprochen, da ertönte heftiges Knattern von Maschinengewehren, einzelne Gewehrschüsse fielen, Maschinenpistolen ratterten. Ferner stiegen zahlreiche rote, weiße und grüne Leuchtkugeln in den nächtlichen Himmel.

„Hübsches Feuerwerk“, kommentierte der Stabsgefreite den Vorgang und zog an seiner Zigarette.

„Können Sie sich denken, wer es abbrennt, Baron?“ fragte der Leutnant, nahm das Glas herunter und sah den hageren Stabsgefreiten an.

„Kann ich“, erwiderte von Wnuck ruhig, „unsere Kameraden von der anderen Feldpostnummer.“

*

„Ich wundere mich nur darüber, daß die Iwans schon so weit nach Süden vorgestoßen sind“, warf Unteroffizier Zahn ein. „Laut Lagebericht müßten sie weiter nördlich stehen.“

„Vielleicht handelt es sich um eine vorgepreschte Aufklärungseinheit“, meinte der Stabsgefreite.

„Möglich. Sehen wir uns den Braten einmal näher an“, sagte Berger und gab an Kowallik Anweisung, im Schrittempo weiterzufahren. „Noch fünfzig Meter, dann muß der Feldweg auftauchen“, erklärte Zahn.

Als sie ihn erreichten, gab Berger wieder den Befehl zum Halten und Motorabstellen.

Jetzt erkannten sie, daß nicht nur ein Haus brannte, sondern drei. Im Schein der lodernden Flammen waren dunkle Gestalten zu erkennen, die hin und her rannten.

Im Dorf sprang ein Motor an. Aus der auf der rechten Seite befindlichen Häuserreihe rollte ein Fahrzeug hervor. Merkwürdigerweise preschte es zur anderen Straßenseite, stoppte und jagte ebenso schnell wieder zurück, um bei den Häusern unterzutauchen. Das eigenartige Spiel wiederholte sich mehrmals.

„Da haut den stärksten Eskimo vom Schlitten“, platzte Berger heraus.

Der schwache Wind trug das Grölen und Singen an die Ohren der Nachrichtensoldaten. Es bestand kein Zweifel darüber, daß im Dorf der Schlager gesungen wurde: „Das kann doch einen Seemann nicht erschüttern, keine Angst, keine Angst, Rosmarie. Wir lassen uns die Bluse nicht zerknittern...“

Und das in einwandfreiem Deutsch!

„Zahn, Sie warten hier. Wenn ich die auf Grün geschaltete Taschenlampe mehrmals im Kreis herumschwenke, ziehen Sie vor.“

„Jawohl, Herr Leutnant“, erwiderte der Funkunteroffizier.

„Sie kommen mit mir, Baron.“ Die beiden verließen das Fahrzeug durch die Heckluke. „Holen Sie Darboven“, wies Berger den Stabsgefreiten an, als sie auf der Straße standen.

Von Wnuck ging zum zweiten Wagen hinüber und sagte zu dem Fahrer, dessen Kopf aus der vorderen Luke herausragte: „Sag Janko Bescheid. Er soll aus dem Schlitten herauskommen.“

Kurz darauf bewegten sie sich in gebückter Haltung und mit schußbereiten Maschinenpistolen an den Straßenrändern langsam auf das Dorf zu.

Die dunklen Gestalten waren jetzt verschwunden, auch das seltsame Fahrzeug tauchte nicht mehr auf. Nur der Motor brummte noch. Das Lied vom Seemann, der nicht zu erschüttern war, wurde ebenfalls noch gegrölt.

In Höhe eines schwarzen Schuppens, der rechts vom Dorfeingang stand, hielten die drei neben einem dicken Ahornbaum an, von dem stellenweise die Rinde abgeplatzt war.

Berger winkte. Er wollte den beiden anderen, die sich zu ihm herüberbeugten, etwas sagen. Doch dazu kam es nicht mehr.

An dem Schuppen bewegte sich etwas. Zwei Schatten waren an der zerschossenen Tür verschwommen zu erkennen.

„Stoi!“ tönte es zu den drei Deutschen hinüber(russisch „Stehenbleiben!“).

Berger, der Stabsgefreite und Darboven hechteten blitzschnell zur Seite und landeten im Straßengraben.

Keine Sekunde zu früh!

An dem hölzernen Gebäude ratterten Maschinenpistolen. Leuchtspurketten zischten über sie hinweg.

*

Wie bereits angedeutet, bestanden bei der deutschen Führungsspitze Tendenzen, die nach Kurland verlegte Heeresgruppe Nord zurückzuführen. Wiederholte wurde dieser Plan an Hitler bei den Lagebesprechungen herangetragen. Doch er lehnte ihn ebenso oft mit der in vielen Varianten vorkommenden Erklärung ab: „Die Heeresgruppe bleibt, wo sie ist. Ich rechne bald mit einer Änderung der Lage und b'rauche dann Kurland, um den Russen in die Flanke stoßen zu können!“ Ein Wunschtraum, der wie viele andere nicht zu realisieren war.

Doch trotz Hitlers negativer Einstellung zur Rückführung der Heeresgruppe gab es bei dieser selbst Pläne, sofort nach der Einschließung einen Durchbruch nach Ostpreußen zu wagen und dann einen weiteren nach Süden zu unternehmen. Und das zu einem Zeitpunkt, als der Heeresgruppe von Ostpreußen her noch keine Unterstützung hätte gewährt werden können.

In diese Absichten platzte allerdings Anfang Oktober eine russische Großoffensive, die an der rechten Flanke geführt wurde. Das war gleichzeitig der Beginn der sogenannten „Kurlandschlachten“, zu einem Zeitpunkt, als die große Absetzbewegung in den Raum Kurland - das Unternehmen „Donner“ - in den Anfängen und Vorbereitungen steckte. Dabei ging es den sowjetischen Stoßarmeen vor allem darum, Libau zu erobern. Libau besaß einen eisfreien Hafen, über den die deutsche Heeresgruppe mit Menschen und Material versorgt werden konnte. Ferner liefen in der Stadt alle Verkehrslinien des kurländischen Raumes zusammen.

Bei diesem Angriff trat die Rote Armee mit 29 Schützendenisionen, einem Panzerkorps und vier motorisierten Brigaden von Süden her an. Die sowjetische 6. Gardearmee unterstützte die Offensive

von Osten her, die 51. Armee von der Ostseeküste aus. Die Panzer mit den roten Sternen rückten bis auf 15 Kilometer an die Stadt heran.

In Libau herrschte höchste Alarmstufe. Jeder, der mit einem Gewehr umgehen konnte, wurde in Sperr- und Alarumeinheiten zusammengezogen und zur Stadtverteidigung eingesetzt. Darunter rückwärtige Einheiten und Trosse, die keine, beziehungsweise nur wenig Kampferfahrung hatten, wie Eisenbahner, Schreibstabenpersonal, Bäcker, Mechaniker, Kraftfahrzeug- und Panzerschlosser, ferner Marinekompanien.

Mit höchster Eile schaffte man die rheinisch-westfälische 126. Infanteriedivision heran, der es zusammen mit den zusammengewürfelten Haufen gelang, die Stadt vor der Eroberung durch die Rote Armee zu bewahren.

Auch an anderen Frontabschnitten konnte der heftige Druck der sowjetischen Kräfte aufgehalten und abgewehrt werden. Bis zum 26. Oktober verlor der Gegner 164 Panzer und 80 Flugzeuge.

Trotz dieser Belastung war die Heeresgruppe noch stark genug, um am 16. Oktober 1944 an die Vorbereitungen für einen Ausbruch nach Ostpreußen heranzugehen. Der Plan sah folgendermaßen aus: Die Divisionen des Generals Busse, Befehlshaber des I. Armeekorps (AK), sollten die Front des Gegners aufbrechen; dabei war das I. Bataillon des Grenadierregiments 44 (I./Gren. Rgt. 44) als Angriffsspitze vorgesehen. Folgende Panzerkräfte standen für das Unternehmen bereit: Die 4., 12. und 14. Panzerdivision (PD), dazu die Heeres- „Tiger“-Abteilungen 502 und 510. („Tiger“-Panzer: 55 Tonnen schwer, Panzerung bis zu 100 Millimeter, Geschwindigkeit (Gelände) 20 km/h, Aktionsradius: 100 Kilometer (Straße), fünf Mann Besatzung; die Bewaffnung bestand aus einer 8,8-Zentimeter-Kanone und zwei Maschinengewehren vom Kaliber 7,92 Millimeter).

Vor dem Hauptstoß mußte die Lage beim Gegner erkundet werden, um eine geeignete Durchbruchsstelle zu finden.

Deshalb traten am 24. Oktober 1944 die Grenadiere des Regiments 6, das der 30. Infanteriedivision angehörte, unter Führung von Hauptmann Sparbier zu beiden Seiten der Straße Lidumnieki-Augusti zum Angriff an. Die durch jahrelange Kämpfe und härteste Strapazen aller Art ausgelaugten Soldaten bewiesen, daß sie immer noch zu kämpfen verstanden. Auf dem rechten Flügel fiel der Ort Värki in deutsche Hände. Die auf der linken Seite energisch an den Gegner heran gehende Kompanie stieß an den Waldrändern durch sowjetische Pak-Nester und Artilleriestellungen zur Eisenbahnlinie Preekuln-Vainode vor. Der Kommandeur eines benachbarten Panzerregiments sagte am Abend des ersten Angriffstages: „So ein schneidiger Infanterieangriff im sechsten Kriegsjahr ist kaum für möglich zu halten.“

Am selben Tage griffen Kompanien der 14. Panzerdivision und der 563. Infanteriedivision nördlich von Vainode an. Kurz darauf bewegten sie sich in gebückter Haltung und mit schußbereiten Maschinenpistolen an den Straßenrändern langsam auf das Dorf zu.

Die dunklen Gestalten waren jetzt verschwunden, auch das seltsame Fahrzeug tauchte nicht mehr auf. Nur der Motor brummte noch. Das Lied vom Seemann, der nicht zu erschüttern war, wurde ebenfalls noch gegrölt.

In Höhe eines schwarzen Schuppens, der rechts vom Dorfeingang stand, hielten die drei neben einem dicken Ahornbaum an, von dem stellenweise die Rinde abgeplatzt war.

Berger winkte. Er wollte den beiden anderen, die sich zu ihm herüberbeugten, etwas sagen. Doch dazu kam es nicht mehr.

An dem Schuppen bewegte sich etwas. Zwei Schatten waren an der zerschossenen Tür verschwommen zu erkennen.

„Stoi!“ tönte es zu den drei Deutschen hinüber (russisch „Stehenbleiben!“).

Berger, der Stabsgefreite und Darboven hechteten blitzschnell zur Seite und landeten im Straßengraben.

Keine Sekunde zu früh!

An dem hölzernen Gebäude ratterten Maschinenpistolen. Leuchtspurketten zischten über sie hinweg.

*

Wie bereits angedeutet, bestanden bei der deutschen Führungsspitze Tendenzen, die nach Kurland verlegte Heeresgruppe Nord zurückzuführen. Wiederholte wurde dieser Plan an Hitler bei den Lagebesprechungen herangetragen. Doch er lehnte ihn ebenso oft mit der in vielen Varianten vorkommenden Erklärung ab: „Die Heeresgruppe bleibt, wo sie ist. Ich rechne bald mit einer Änderung der Lage und brauche dann Kurland, um den Russen in die Flanke stoßen zu können!“ Ein Wunschtraum, der wie viele andere nicht zu realisieren war.

Doch trotz Hitlers negativer Einstellung zur Rückführung der Heeresgruppe gab es bei dieser selbst Pläne, sofort nach der Einschließung einen Durchbruch nach Ostpreußen zu wagen und dann einen

weiteren nach Süden zu unternehmen. Und das zu einem Zeitpunkt, als der Heeresgruppe von Ostpreußen her noch keine Unterstützung hätte gewährt werden können.

In diese Absichten platzte allerdings Anfang Oktober eine russische Großoffensive, die an der rechten Flanke geführt wurde. Das war gleichzeitig der Beginn der sogenannten „Kurlandschlachten“, zu einem Zeitpunkt, als die große Absetzbewegung in den Raum Kurland - das Unternehmen „Donner“ - in den Anfängen und Vorbereitungen steckte. Dabei ging es den sowjetischen Stoßarmeen vor allem darum, Libau zu erobern. Libau besaß einen eisfreien Hafen, über den die deutsche Heeresgruppe mit Menschen und Material versorgt werden konnte. Ferner liefen in der Stadt alle Verkehrslinien des kurländischen Raumes zusammen.

Bei diesem Angriff trat die Rote Armee mit 29 Schützendivisionen, einem Panzerkorps und vier motorisierten Brigaden von Süden her an. Die sowjetische 6. Gardearmee unterstützte die Offensive von Osten her, die 51. Armee von der Ostseeküste aus. Die Panzer mit den roten Sternen rückten bis auf 15 Kilometer an die Stadt heran.

In Libau herrschte höchste Alarmstufe. Jeder, der mit einem Gewehr umgehen konnte, wurde in Sperr- und Alarumeinheiten zusammengezogen und zur Stadtverteidigung eingesetzt. Darunter rückwärtige Einheiten und Trosse, die keine, beziehungsweise nur wenig Kampferfahrung hatten, wie Eisenbahner, Schreibstabenpersonal, Bäcker, Mechaniker, Kraftfahrzeug- und Panzerschlosser, ferner Marinekompanien.

Mit höchster Eile schaffte man die rheinisch-westfälische 126. Infanteriedivision heran, der es zusammen mit den zusammengewürfelten Haufen gelang, die Stadt vor der Eroberung durch die Rote Armee zu bewahren.

Auch an anderen Frontabschnitten konnte der heftige Druck der sowjetischen Kräfte aufgehalten und abgewehrt werden. Bis zum 26. Oktober verlor der Gegner 164 Panzer und 80 Flugzeuge.

Trotz dieser Belastung war die Heeresgruppe noch stark genug, um am 16. Oktober 1944 an die Vorbereitungen für einen Ausbruch nach Ostpreußen heranzugehen. Der Plan sah folgendermaßen aus: Die Divisionen des Generals Busse, Befehlshaber des I. Armeekorps (AK), sollten die Front des Gegners aufbrechen; dabei war das I. Bataillon des Grenadierregiments 44 (I./Gren. Rgt. 44) als Angriffsspitze vorgesehen. Folgende Panzerkräfte standen für das Unternehmen bereit: Die 4., 12. und 14. Panzerdivision (PD), dazu die Heeres-„Tiger“-Abteilungen 502 und 510. („Tiger“-Panzer: 55 Tonnen schwer, Panzerung bis zu 100 Millimeter, Geschwindigkeit (Gelände) 20 km/h, Aktionsradius: 100 Kilometer (Straße), fünf Mann Besatzung; die Bewaffnung bestand aus einer 8,8-Zentimeter-Kanone und zwei Maschinengewehren vom Kaliber 7,92 Millimeter).

Vor dem Hauptstoß mußte die Lage beim Gegner erkundet werden, um eine geeignete Durchbruchsstelle zu finden.

Deshalb traten am 24. Oktober 1944 die Grenadiere des Regiments 6, das der 30. Infanteriedivision angehörte, unter Führung von Hauptmann Sparbier zu beiden Seiten der Straße Lidumnieki-Augusti zum Angriff an. Die durch jahrelange Kämpfe und härteste Strapazen aller Art ausgelaugten Soldaten bewiesen, daß sie immer noch zu kämpfen verstanden. Auf dem rechten Flügel fiel der Ort Värki in deutsche Hände. Die auf der linken Seite energisch an den Gegner heran gehende Kompanie stieß an den Waldrändern durch sowjetische Pak-Nester und Artilleriestellungen zur Eisenbahnlinie Preekuln-Vainode vor. Der Kommandeur eines benachbarten Panzerregiments sagte am Abend des ersten Angriffstages: „So ein schneidiger Infanterieangriff im sechsten Kriegsjahr ist kaum für möglich zu halten.“

Am selben Tage griffen Kompanien der 14. Panzerdivision und der 563. Infanteriedivision nördlich von Vainode an.

Drei Panzerkeile bildeten die Angriffsspitze, drangen nach Süden vor, brachen schnell den Widerstand des Gegners und erzielten einen Einbruch in die sowjetische Hauptkampflinie (HKL). Doch dann stellten sich Schwierigkeiten ein. Sümpfe, nicht befahrbare Wege, undurchdringliche Wälder und vor allem auch das heftige Abwehrfeuer der Roten Armee hielten den Vormarsch auf und brachten ihn schließlich gegen Abend zum Erliegen. Der Angriff konnte nicht mehr fortgesetzt werden, da hohe Verluste nicht nur auf sowjetischer, sondern auch auf deutscher Seite zu verzeichnen waren. Trotzdem gab man den Plan noch nicht auf, nach Ostpreußen durchzubrechen.

Während einer kurzen Ruhepause massierten die Russen vor der etwa 200 Kilometer langen deutschen HKL neue Kräfte. Insgesamt zog man 2.000 Geschütze aller Kaliber zusammen, die am Morgen des 27. Oktober 1944 mit einem eineinhalbstündigen Trommelfeuer die 2. Kurlandschlacht eröffneten. Da die deutsche Heeresgruppe sich wieder dem Feind stellen mußte, konnten die Durchbruchabsichten nach Ostpreußen vorläufig nicht weiter verfolgt werden.

60 sowjetische Divisionen traten zum Angriff an, um mit einem heftigen Stoß von Süden her die Heeresgruppe in zwei Teile aufzuspalten, die danach einzeln vernichtet werden sollten. Die nur dünn besetzte deutsche Front konnte diesem starken Druck nicht standhalten und mußte stellenweise zurückgenommen werden. Die sowjetischen Panzer, darunter „Stalin“-Kampfwagen, rollten sofort in jede sich anbietende Frontlücke, um die deutschen Stützpunkte zu vernichten.

Zwei Tage nach Angriffsbeginn zogen die Sowjets ihre abgekämpften Sturmtruppen aus der Front heraus und ersetzten sie durch frische Gardebrigaden. Diese sowjetischen Elitesoldaten waren Meister darin, für den Angriff jede Erdmulde, jeden Busch, jedes Waldstück auszunutzen. Sie waren geschickte Kämpfer, hervorragend im Tarnen.

Doch trotz der heftigen Angriffe hielten die abgekämpften deutschen Soldaten in ihren verschlammteten Erdlöchern, Bunkern und Gräben, bei heftigen Regenfällen in sumpfigen Wäldern und im Morast dem Druck stand. Immer wieder traten sie mit den wenigen „Tigern“ und „Panthern“ zu Gegenstößen an. (Der „Panther“-Panzer Typ D war in seiner Konstruktion an den bewährten sowjetischen Panzer T 34 angelehnt. Sein Gewicht betrug 43 Tonnen, die Panzerung war an der dicksten Stelle 120 Millimeter stark, Geschwindigkeit (Straße): 46 km/h, Aktionsradius (Straße): 169 Kilometer, fünf Mann Besatzung; die Bewaffnung bestand aus einer 75-Millimeter-Kanone und zwei 7,92-Millimeter-Maschinengewehren).

Diesem nicht erlahmenden Widerstand war es zu verdanken, daß die Sowjets vorläufig zum Einstellen ihrer Offensive gezwungen wurden. Im Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht (3. November 1944), der damals im Krieg jeden Tag über den Rundfunk und die Presse verbreitet wurde, hieß es über diese Kämpfe an der Kurlandfront: „Im Raum südostwärts Libau wurde der erstrebte sowjetische Durchbruch von unseren Truppen in vorbildlicher Standhaftigkeit unter Abschuß von 62 Panzern vereitelt. Insgesamt verlor der Gegner im Monat Oktober im kurländischen Raum 1144 Panzer.“

Die in ihren verschlammteten und verdreckten Gräben und Erdlöchern im Regen liegenden deutschen Kurlandkämpfer konnten es zuerst gar nicht begreifen, daß plötzlich an der Front Ruhe eintrat. Die Pause wurde dazu genutzt, die Stellungen auszubauen, Munition nach vorn zu bringen und Reserven an die Front zu schaffen.

Nach diesem kurzen Atemholen begann am 19. November 1944 die zweite Phase dieser Kurlandschlacht mit einem heftigen sowjetischen Trommelfeuer auf die Stellungen des II. Armeekorps. Im Raum Frauenburg tobte ebenfalls eine schwere Schlacht. Die Rote Armee erzielte zwar Einzelerfolge, aber keinen entscheidenden Durchbruch.

„General Regen“ zwang schließlich die Angreifer zur Einstellung der Offensive. Das fast pausenlos vom Himmel herabströmende Regenwasser verwandelte die Landschaft entlang der Hauptkampflinie in einen riesigen Sumpf, in dem keine Kampfführung mehr möglich war und vor dem die Rote Armee kapitulieren mußte. Sie zog sich nach Süden zurück. Das war das Ende der 2. Kurlandschlacht.

Unter welchen Verhältnissen der deutsche Kurlandsoldat kämpfen und in den Gefechtspausen leben mußte, soll kurz umrissen werden. An der HKL gab es kein geordnetes Grabensystem mehr, sondern hauptsächlich nur noch Erdlöcher, die mit Wasser vollgelaufen waren. Mit der Bewaffnung stand es ebenfalls schlecht. Panzerabwehrwaffen und ausreichende Maschinengewehrmunition waren Mangelware.

Die Versorgungseinheiten kämpften pausenlos mit den Witterungs- und Geländeschwierigkeiten, um die Kameraden an der Front zu versorgen. Pferdegespanne mußten sich oft bis zu 20 Kilometer durch tiefen Schlamm mühsam vorarbeiten. Die Zugtiere brachen zuweilen vor Erschöpfung zusammen und versanken im Sumpf. Doch der hartgeprüfte Mensch, der Soldat mußte ausharren, Strapaze auf Strapaze auf sich nehmen, damit Nachschub nach vorn kam.

Die Folge dieser schlechten Versorgung trat schnell ein. Warme Truppenverpflegung kam nur noch in wenigen Fällen zu den Frontsoldaten. Krankheiten traten auf, darunter vor allem die Ruhr. Hinzu kam die moralische und seelische Belastung, mit der sich der Kurlandkämpfer immer wieder auseinandersetzen mußte: das Gefühl, von der Heimat abgeschnitten zu sein, auf verlorenem Posten zu kämpfen, sozusagen vollkommen abgeschrieben zu sein. Und vor allem das Wissen darum, daß der Kampf in Kurland letzten Endes sinnlos sein würde.

Derartige psychische Reaktionen waren anfangs allerdings weniger stark vorhanden, als noch die berechtigte Hoffnung auf einen Ausbruch bestand. Sie eskalierten aber im Lauf der Wochen und Monate immer stärker. Trotzdem waren die Haltung der Kurlandsoldaten sowie ihre Disziplin und Moral bis zum bitteren Ende einwandfrei.

Während der Ruhepause bauten die Kurlandverteidiger neue Bunker, Gräben, Schützenlöcher, Artilleriestellungen und Verteidigungsanlagen um einzelne Orte im Frontbereich. Ferner legte man ein größeres Projekt aus Riegelstellungen an, die bis zur Küste gestaffelt waren. Sie sollten einmal zur zügigen Zurücknahme der Heeresgruppe auf die Ostsee hin dienen, wenn der entsprechende Befehl dazu gegeben würde. Das Schlagwort im Kurland jener Tage hieß: „Gräben statt Gräber!“

Die Rote Armee dagegen bereitete sich auf eine neue Offensive vor, auf die 3. große Kurlandschlacht.

Leutnant Berger, von Wnuck und der Obergefreite Darboven drückten sich so tief wie möglich in den Straßengraben, der faulig und moderig stank.

Noch einmal ratterte eine Maschinenpistole (MPi) am Holzschuppen.

Berger zog seine MPi seitlich am Körper entlang und schob den Lauf vorsichtig über den Grabenrand. Darboven und der Stabsgefreite folgten seinem Beispiel; denn keiner von ihnen wollte für immer in dem Erdgraben liegenbleiben.

Da geschah etwas, was die drei nicht erwartet hatten.

„Kommt aus dem Graben heraus, ihr staubigen Brüder“, tönte es in einwandfreiem Deutsch durch die Nacht.

„Mensch, das sind ja tatsächlich welche von uns“, flüsterte Wnuck erfreut.

Leutnant Berger rief: „Nicht schießen, Kameraden, wir sind deutsche Landser! Nicht schießen!“

„Laßt eure Knarren fallen und kommt mit erhobenen Händen aus der Versenkung!“ forderte der Wachposten, der anscheinend immer noch Zweifel hatte.

„Ich bin Leutnant Berger“, sagte der junge Offizier weiteren Bescheid. „Neben mir liegen die Obergefreiten von Wnuck und Darboven“, weiter kam Berger nicht, da er von den Posten unterbrochen wurde.

„Was? Der Baron ist bei euch, dieses Rübenschwein?“ rief einer der Posten. „Mit dem war ich mal in Italien zusammen, als er vorübergehend zur Aufklärungsabteilung abkommandiert war. Ich bin Henze...“

„Mäck!“ brüllte von Wnuck und schnellte aus dem Graben hoch. Die beiden anderen folgten ihm. Sie gingen zum Schuppen hinüber. „Mäck, daß ich dich mal wiedersehe“, rief Wnuck einer Gestalt zu, die lang wie ein Fahnenmast und dünn wie ein Bleistift war.

Der dünne Lichtstrahl einer Taschenlampe tanzte über die drei Nachrichtensoldaten hinweg. „Er ist es tatsächlich“, stellte der lange Henze zufrieden fest, lief auf den Baron zu und hielt ihm die Hand zur Begrüßung hin.

„Sagen Sie mal, was wird denn hier eigentlich gespielt?“ stoppte Leutnant Berger die Wiedersehensfreude.

Der neben „Mäck“ Henze stehende kleine Gefreite erklärte: „Im Dorf befinden sich 30 Pioniere und ein Achtrad-Spähwagen, zu dem ‚Mäck‘ und ich gehören, Herr Leutnant.“

„Die führen sich ja wie die Bekloppten auf“, stellte der Leutnant fest.

„Es handelt sich lediglich um eine kleine Feier, Herr Leutnant“, erklärte der lange Mäck Berger.

„Kleine Feier nennen Sie das?“ brauste Berger auf. „Diesen Rabatz?“

„Wie kommt der ganze Haufen überhaupt hierher?“ Der Gefreite meldete sich zu Wort: „Wir bekamen am Spätnachmittag den Befehl, zusammen mit den Pionieren vorzustoßen. Mit dem Achtrad-Wagen fuhren wir jenseits des schmalen Flusses Aufklärung. Während dieser Zeit bereiteten die Pioniere die Sprengung vor. Nachdem wir zurückgekommen waren, flog das Ding in die Luft. Dann entdeckte einer einen zusammengeschossenen Troßwagen mit zwei Kisten Wodka, Herr Leutnant.“

„Die ganze Meute ist also total besoffen, wie?!“ stöhnte Berger.

„Sagen wir, leicht beschwipst, Herr Leutnant“, verniedlichte Henze die Situation.

„Habt ihr die Hütten angesteckt?“ mischte sich der Obergefreite Darboven ein.

„Nein. In der Abenddämmerung hat russische Ari das Nest beschossen.“

Noch immer reichlich fassungslos stellte sich Leutnant Berger auf die Straße, schaltete eine grüne Zelluloidscheibe vor das Licht der Taschenlampe, die er dann kreisförmig in der Luft herumschwenkte. Weiter hinten sprangen die Motoren der SPW an.

„Fahrt hinter uns her“, rief Berger dem Obergefreiten Kowallik zu, der aus der Luke des ersten Wagens blickte.

Prasselnde Flammen loderten aus den brennenden Häusern, Funken stoben durch die Luft, Gebälk knackte und krachte.

Etwa fünfzig Meter weiter stand ein Achtrad-Spähwagen. Mitten auf dem sandigen Platz loderte ein Holzfeuer. Ringsherum saßen die Pioniere und die Besatzung des Spähwagens.

Jeder Mann von dem seltsamen Haufen hielt eine Flasche in der Hand.

Als die SPW und die Nachrichtensoldaten am Rund angekommen waren, verstummte der Gesang. Die schimmernden Augen der Soldaten richteten sich auf die Ankömmlinge.

„Seid gegrüßt, ihr süßen Vögel!“ röhnte einer mit heiserer Stimme.

„Ruhe!“ brüllte einer, der sich jetzt vom Boden erhob und auf die Nachrichtenleute zukam. „Kappe!“ stellte er sich vor, „Leutnant Kappe!“

Nachdem auch Berger seinen Namen genannt hatte, hielt ihm der andere die Wodkaflasche hin.

Der Kommandant des Achtrad-Spähwagens vom Typ „Puma“ machte sich ebenfalls mit Berger bekannt. Es handelte sich um einen Oberfähnrich namens Henkel. (Der Panzerspähwagen „Puma“ war das beste Fahrzeug dieser Art. Es konnte, ohne zu wenden, vorwärts und rückwärts fahren, da es mit zwei Steuermechanismen ausgerüstet war. Besatzung normalerweise vier Mann, Bewaffnung: eine 5-Zentimeter-Ka-none).

„Es wäre doch bestimmt besser, leiser und unauffälliger zu sein“, meinte Berger und sah dabei den Pionieroffizier an.

„Die Jungs haben in der letzten Zeit viel mitgemacht“, erklärte Kappe. „Deshalb muß man schon mal ein Auge zudrücken, wenn sie sich den Hintern vollsaufen.“

„Das verstehe ich schon, Kappe, aber was hier geschah, ist doch fast lebensgefährlich“, fuhr Berger fort.

Der junge Leutnant trat dicht an Berger heran. „Lebensgefährlich? In diesem beschissenen Krieg hockt uns doch der Tod ständig im Nacken; egal, ob sie im Scheißhaus sitzen, Wodka trinken, vorn im Graben liegen oder bei einer rückwärtigen Einheit Dienst tun. Oder etwa nicht?“

Berger erkannte, daß er gegen diesen Frontsoldaten samt seinen Männern nicht ankam; deshalb trat er sozusagen den Rückzug an.

„Weshalb sind Sie überhaupt mit den beiden SPW hierhergekommen, Herr Leutnant?“ wollte Oberfähnrich Henkel wissen.

Berger erklärte, welchen Auftrag er durchzuführen hatte.

Schlagartig verschwand das leichte Grinsen aus dem eingefallenen Gesicht des Offiziersanwärters. Der Pionierleutnant schleuderte die inzwischen geleerte Wodkaflasche über die rechte Schulter in die Luft und sah Berger wie einen Verrückten an. „Kommen Sie mit!“ forderte er ihn dann auf. „Sie auch, Henkel, und ihr beiden!“ Womit er von Wnuck und Darboven gemeint hatte.

Gemeinsam gingen sie auf einen Lastwagen zu. Der Offizier von den Pionieren setzte sich auf das Trittbrett des großen Wagens und gab den anderen Zigaretten. „Sagen Sie mal, Herr Berger“, begann er dann, „ist das wirklich wahr, was Sie mir eben unter die Tarnjacke gejubelt haben?“

„Ja, so ist es.“

„Wer hat denn diesen verrückten Plan ausgeheckt?“

„Befehl vom Divisionsstab.“

„Die dort oben haben bestimmt nicht mehr alle Tassen im Spind!“ donnerte Kappe.

Berger hob beide Hände ein wenig hilflos in die Höhe und ließ sie wieder fallen. „Befehl ist Befehl.“

„Quatsch mit Soße ist das!“ rief Kappe aufgeregt. „Blödsinn in höchster Potenz! Wahnsinn erster Klasse.“ Sein Gesicht verfärbte sich. „Die dort oben wissen doch überhaupt nicht, was hier vorn gespielt wird...“

„Ich habe einen genauen Lagebericht“, warf Berger ein.

„Mit dem können sie sich sicherlich den Hintern abwischen, zu mehr taugt er bestimmt nicht. Vor vier Stunden ist Henkel von einem Aufklärungsvorstoß zurückgekommen. Lassen Sie sich von dem mal erzählen, wie es dort oben aussieht.“

„Wir sind etwa fünfzehn Kilometer weit durch das Niemandsland vorgestoßen“, sagte Oberfähnrich Henkel. „Dann durchquerten wir ein kleines Waldstück. Ich kann Ihnen das gleich auf der Karte genau zeigen. Vor uns lag eine freie Ebene, und darauf wimmelte es von Russen, Herr Leutnant. Sie bauten Stellungen aus, gruben Erdlöcher und brachten Pak (Panzerabwehrkanonen) in Stellung. Jede Menge, sage ich Ihnen. Dicht hinter der russischen HKL marschierten Panzer mit aufgesessener Infanterie, Lkw, Ari (Artillerie) in Massen, haufenweise Iwans in Richtung Küste. Das ist keine dünn besetzte Frontlinie mehr, sondern eine lückenlose, feste Sperre, an der Sie sich die Zähne ausbeißen werden. Da kommen Sie nicht durch“, schloß er und sah den Nachrichtenoffizier mit mitleidigen Augen an. „Wir wollten gerade den Rückmarsch antreten, da entdeckten uns die Iwans. Sie schossen mit allen Kalibern auf uns, daß uns Hören und Sehen verging. Der Wald um uns verwandelte sich in eine Hölle. Wir haben es nur dem Glück zu verdanken, daß wir aus diesem Schlamassel herausgekommen sind.“

„Und diesen Riegel wollen Sie mit Ihren beiden SPW durchbrechen“, sagte der Pionier, „das ist Selbstmord!“

„Herr Kappe“, entgegnete Leutnant Berger, „ich habe den Befehl bekommen, den Durchstoß zu wagen. Sie sind genausogut Soldat wie ich und wissen, daß ich diesen Befehl unter allen Umständen ausführen muß. Nur das allein zählt, sonst nichts...“

„Wie Sie wollen“, seufzte Kappe.

„Vergessen wir es also.“ Er erhob sich, warf den Zigarettenrest fort und hielt Berger die Hand hin.

„Ich wünsche Ihnen, daß Sie es heil überstehen.“

Als die drei wieder zu den SPW hinübergingen, meinte Leutnant Berger: „Was ihr eben gehört habt, behaltet ihr für euch, klar?“

„Jawohl, Herr Leutnant“, sagte Darboven mit müder Stimme.

„Wollen Sie denn wirklich weitermachen?“ fragte von Wnuck.

„Darüber gibt es keine Diskussionen mehr, Baron“, erklärte Berger scharf.

Anschließend erinnerte er sich offenbar wieder daran, was Oberfähnrich Henkel vorhin bei der Besprechung erklärt hatte. Deshalb ging er zu dem Panzerspähwagen hinüber und ließ sich von dem Aufklärungsmann anhand der Karte informieren.

Danach kehrte er zu den SPW zurück und versammelte die Besatzungen in einem Halbkreis um sich. Nach der Informierung bestiegen die Männer wieder die Wagen, die auf die Straße rollten, wendeten und davonzogen. Sie passierten am Dorfausgang den schmalen Fluß dicht neben der von den Pionieren gesprengten Brücke. Obwohl das Wasser höher als normal stand, gelangten sie ohne Zwischenfälle ans andere Ufer.

Die großen Fahrzeuge schoben sich weiter in die Nacht hinein.

Leutnant Berger stand im ersten Wagen, starre abwechselnd auf die Straße, in die Dunkelheit oder auf die Karte. Vor ihm saß jetzt der Gefreite Heise am Steuer. Alle übrigen lagen auf den stählernen Böden oder hockten mit den Rücken an den kalten Wänden und schliefen.

Nachdem die SPW eine Strecke von zehn Kilometern zurückgelegt hatten, gab Berger den Befehl, auf einen schmalen Feldweg abzubiegen.

Es war eine Art Hohlweg, an dessen Rändern zu beiden Seiten Gebüsche wucherten. Dadurch waren die Wagen gut getarnt und vom Erdboden so gut wie verschwunden.

Weit voraus brummten Flugzeugmotoren. Leuchtbomben fielen vom Himmel und erhelltten die Gegend mit ihrem grellen, kalkigweißen Licht. Glühende Geschoßketten der leichten und mittleren Flak (Fliegerabwehrkanonen) zersägten die Nacht. Hin und wieder donnerten dumpfe Artillerieabschüsse. Schwere „Koffer“ (Landserjargonwort für großkalibrige Granaten) heulten durch die Luft, um irgendwo im Hinterland mit dumpfen Detonationen einzuschlagen.

Als der Morgen graute, ließ Berger die Männer in beiden Wagen wecken. Wnuck löste den Gefreiten Heise am Steuer ab. Im zweiten Wagen hockte sich Darboven auf den Fahrersitz.

Auf dem glitschigen Lehmweg waren, je heller es wurde, immer noch Spuren zu erkennen, die der Achtradspähwagen hinterlassen hatte.

Leutnant Berger hob das Fernglas an die Augen und blickte nach vorn. Dort tauchte, wie es auf der Karte eingezeichnet und der Oberfähnrich es beschrieben hatte, ein einzelnes Bauernhaus auf. Laut Angaben von Oberfähnrich Henkel war das Gehöft verlassen. Ein paar Hühner, Enten und Gänse sollten dort die einzigen Lebewesen sein. Aber dieser Zustand konnte sich inzwischen ja grundlegend geändert haben. Deshalb war Vorsicht angebracht.

„Halt!“ rief Berger. Die Fahrzeuge kamen zum Stehen. „Essenspause“, ordnete der Leutnant an.

„Baron“, rief Leutnant Berger dem Stabsgefreiten zu, der gerade eine Zigarette anzündete. „Wir beide gehen nach vorn und sehen uns den Bauernhof näher an.“ Und zu Unteroffizier Zahn, der am MG stand: „Sie warten auf mein Zeichen, dann ziehen Sie die Wagen vor.“

v. Wnuck zog noch ein paarmal schnell an der Zigarette, dann drückte er die Glut aus und versenkte den Rest in einer Brusttasche. „Auf geht's, Herr Leutnant“, sagte der Stabsgefreite und setzte sich in Bewegung. Langsam, in gebückter Haltung, die Maschinenpistole schußbereit in den Händen, arbeiteten sie sich auf das Bauernhaus vor, jederzeit bereit, in Deckung zu gehen. Eine blasser Dunstwolke überzog das Gehöft mit einem durchsichtigen Schleier. Sie hörten, wie ein Hahn krähte und Enten schnatterten. Etwa fünfzig Meter vor dem einsamen Anwesen ging der Hohlweg in einen normalen Feldweg über, in den Radspuren eingegraben waren.

Berger und von Wnuck blieben an einem großen Gebüsch stehen und blickten hinüber. „Nichts zu sehen“, meinte Berger und nahm das Fernglas herunter. „Dann weiter!“

Mit ein paar schnellen Sprüngen überquerten sie eine freie Fläche, erreichten das Haus und drangen durch die offenstehende zum Feldweg hin liegende Tür ein. Innerhalb von wenigen Minuten stellten sie fest, daß Oberfähnrich Henkels Angaben immer noch stimmten. Außer dem Federvieh hielt sich niemand dort auf.

Leutnant Berger stellte sich auf den Weg und stieß den rechten Arm mehrmals in die Luft: das militärisch übliche Signal für „Kommen“.

Die Fahrt ging weiter. Das Wetter verschlechterte sich zusehends. Der graue Dunst schien förmlich aus dem Boden des weiten, durchweg flachen Landes zu quellen, das von kleinen Seen, Büschen und Waldstücken durchsetzt war. Die Sicht wurde immer schlechter, und es begann zu regnen.

„Das richtige Wetter für uns“, meinte Leutnant Berger.

Es goß in Strömen, als sie den südlichen Rand des Waldes erreichten, von dem Oberfähnrich Henkel gesprochen hatte. Berger, Zahn, Kowallik und der Gefreite Eilert stiegen durch die Heckluke aus dem SPW und gingen vor dem Wagen her. Der Stabsgefreite Darboven im zweiten Wagen rollte im Schritt hinter den vieren her.

Mitten im Wald gab Berger das Haltzeichen. Während die SPW zurückblieben, arbeitete sich der kleine Trupp langsam vor. Sie erreichten den nördlichen Rand des Waldes, wo sie sich auf den nassen Boden legten. Regen prasselte auf ihre Rücken. Doch das störte sie nicht; denn etwas anderes interessierte sie viel mehr: Wo stand der Russe? Wie sah es dort drüben aus? Die stummen

Fragen blieben vorerst ohne Antwort, da Dunst und Regen ihnen die Sicht versperrten. Berger konnte das Fernglas nicht einsetzen, da es sofort mit Regenwasser beschlug.

Der Obergefreite Kowallik richtete sich etwas auf und stieß den neben ihm liegenden Leutnant an. „Herr Leutnant, dort vorn sind Gräben und Erdlöcher“, sagte er. Gebückt schllichen sie hinüber und glitten in die Stellungen, die irgend jemand einmal angelegt hatte.

Sie beobachteten, lauschten und warteten. Hin und wieder drangen das Brummen und Kettenkrirren von Panzern zu ihnen herüber, vermischt mit Rufen und Schreien. In der Luft dröhnten Flugzeuge über sie hinweg, die sie nicht sehen konnten.

Zwei Stunden lang lagen sie so, da erst ließ der Regen nach, und der Dunst wirbelte in langen, strähnigen Fetzen zum Himmel hinauf.

Leutnant Berger holte das Fernglas hervor, das er wegen des Regens unter die Tarnjacke geschoben hatte. Seine Begleiter blickten mit bloßen Augen nach vorn. Es gab keinen Zweifel mehr: Dort drüben waren die Russen! Auf der weiter rückwärts liegenden Straße rollten ab und zu Lkw oder amerikanische Jeeps, die mit roten Sternen (dem Symbol der Roten Armee) versehen waren. Vorn, zu der mit verdorrem Gras und Büschen bewachsenen Ebene hin, lagen einige Pak-Stellungen und MG-Nester; anscheinend die Seitensicherung für die Nachschubstraße.

„Der Oberfähnrich hat natürlich etwas übertrieben“, meinte Leutnant Berger. „So dicht ist die Front der Iwans auch wieder nicht. Dort links“, er streckte einen Arm aus und deutete hinüber, „an dem Waldstück, da gibt es überhaupt keine Pak-Stellungen mehr.“

„Fragt sich nur, was in dem Wald selbst steckt“, wandte Obergefreiter Kowallik ein.

Rechts von den Männern, etwa einen Kilometer entfernt, sprangen Panzermotoren an. Aus einem Gehölz rollten zwei Panzer hervor. Naß glänzende, gefährlich wirkende Ungeheuer.

Berger blickte durchs Fernglas. „Ein T 34 und ein KW eins“, stellte er fest (T 34, bekanntester sowjetischer Panzer des II. Weltkriegs. Panzerung: 45 Millimeter am Bug, an den Seiten und am Heck, Turmpanzerung 75 Millimeter, Besatzung: vier Mann. Bewaffnung: eine 7,62-Zenti-meter-Kanone, zwei MG, Kaliber 7,62 mm. KW 1: schwerer Kampfwagen. Panzerung: 75 Millimeter, Turmpanzerung am Bug und am Heck 90 Millimeter. Fünf Mann Besatzung. Die Bewaffnung bestand aus einer 7,62-cm-Kanone und drei MG).

An den Seiten der Kampfwagen waren Baumstämme und Benzinfässer festgezurrt. Die roten Sterne an den Türmen waren verblaßt, die übrige Farbe wirkte scheckig und fleckig; äußere Anzeichen dafür, daß die Panzer schon länger im Einsatz stehen mußten. In den Türmen waren die Kommandanten zu sehen.

Mit klirrenden Ketten zogen die stählernen Kolosse vor den sowjetischen Stellungen her.

„Sieht so aus, als wollten sie sich nur ein wenig die Ketten vertreten“, frotzelte Kowallik.

Der KW I scherte plötzlich nach links aus, der T 34 folgte seinem Beispiel. Die Bugs der Panzer zeigten jetzt genau auf die Stelle, wo das deutsche Kommando lag. Die Kommandanten verschwanden in den Kampfräumen und schlössen die Luken. Die Motoren röhrten lauter. Mit höherer Geschwindigkeit kamen die Panzer näher.

„Die müssen uns gewittert haben“, flüsterte der Gefreite Eilert mit seinem blassen Gesicht, der Stupsnase und dem noch kindlich wirkenden Mund.

„Red keinen Stuß!“ zischte Kowallik.

Die russischen Panzer rollten in eine Bodensenke hinein. Minutenlang waren nur die Ränder der Türme zu sehen. Dann tauchten sie wieder auf, nur noch etwa 300 Meter entfernt.

Unteroffizier Zahn hob vorsichtig den Kopf und blickte über den Rand des Erdlochs hinweg.

„Die überrollen uns glatt“, rief er Berger zu, der nur einen halben Meter von ihm weg war. Sie alle wußten, wie die sowjetischen Tankisten in solchen Fällen vorgingen. Die Kampfwagen rollten über die erkannten Stellungen, drehten sich auf der Stelle, zermahlten und begruben so alles, was sich unter den breiten Ketten befand. Schon mancher deutsche Soldat war auf diese entsetzliche Art ums Leben gekommen.

Berger preßte die Lippen zusammen und starre nach vorn. Die Entfernung zu den Panzern verringerte sich rasch, da diese jetzt auf der ebenen Fläche das Tempo erhöhten. Rücksichtslos bahnten sie sich ihren Weg, drückten Gebüsch platt und walzten Bäumchen nieder. Erd- und Grasklumpen spritzten nach hinten aus den Ketten heraus. Sie fuhren dicht nebeneinander.

„Wir müssen abhauen, Herr Leutnant, sonst machen sie uns zur Sau“, rief der Gefreite Eilert aufgeregt. Er hatte noch nie in seinem Leben einem feindlichen Panzer so nahe gegenübergestanden.

Sekunden vergingen. Berger ließ die heranwalzenden Kampfwagen nicht aus den Augen. Plötzlich kam er zu der Erkenntnis, daß die Feindpanzer nicht rein zufällig auf den Wald und die davor befindlichen Stellungen zurollten. Jemand mußte die beiden deutschen Spähwagen erkannt haben, als sie in das Waldstück rollten.

Der Leutnant schnellte hoch. „Raus aus den Löchern! Absetzen! Zurück zu den Fahrzeugen!“

Er rannte zu einem am Waldrand wuchernden Gebüsch. Kowallik und Zahn folgten ihm sofort. Der Gefreite Eilert wollte ebenfalls zu seinen Kameraden hinüberspringen.

Am Bug des T 34, links neben dem Sehschlitz des Fahrers, ratterte ein MG. Geschosse pfiffen durch die Luft. Eilert schrie, bäumte sich auf und fiel dicht vor dem rettenden Gebüsch auf die Erde, wo er regungslos liegenblieb.

„Nichts wie weg!“ brüllte Kowallik, der neben dem Leutnant und dem Unteroffizier lag. Rechts von den Männern peitschten Geschosse in das Gebüsch und zerfetzten es.

„Wir müssen Eilert herausholen“, schrie Berger. „Das ist Wahnsinn, Herr Leutnant“, entgegnete Kowallik, „Die schießen uns zusammen.“

„Los, kommen Sie mit, Zahn“, brüllte Berger.

In der Folgezeit spielte sich eine Episode ab, die nur aus der alle damaligen Soldaten verbindenden Kameradschaft zu verstehen ist. Tausende junger Deutscher verdankten solchen selbstlosen Aktionen letzten Endes ihr Leben.

Zahn und Berger robbten, dicht an den Boden gepreßt, durch das Gebüsch, ergriffen die Hände des auf dem Rücken liegenden Gefreiten und zogen ihn zurück. Das Glück stand dabei auf ihrer Seite. Die Maschinengewehre der Panzer schossen in diesen Augenblicken nicht mehr direkt auf das Gebüsch, sondern streuten die Gegend ab und feuerten in die alten Stellungen.

Anscheinend waren die Russen der Meinung, daß die Erdlöcher und Gräben an mehreren Stellen besetzt worden seien. In das Rattern und Knattern der MG mischte sich nun das charakteristische Schießgeräusch der Panzerkanonen. Sofort nach dem Abschußknall erfolgte die Einschlagsexplosion. Erde spritzte hoch, und zerfetzte Baumteile wirbelten durch die Luft.

„Los, rauf mit ihm!“ rief Kowallik, als sie den Verwundeten über etwa zwanzig Meter hinter einen Baum geschleift hatten. Der Obergefreite beugte sich vor. Berger und Zahn legten Eilert quer über Kowalliks breite Schultern. Dann hasteten sie in Richtung Spähwagen davon.

Hinter ihnen rollten die beiden Panzer über die verlassenen Stellungen hinweg und drangen in den Wald ein.

Die beiden Spähwagen standen so, daß sie ohne zu wenden aus dem Wald herausfahren konnten. Der Stabsgefreite v. Wnuck hatte das so angeordnet. Die Motoren liefen bereits; ebenfalls eine Vorsichtsmaßnahme des Stabsgefreiten, als er hörte, daß die sowjetischen Kampfwagen immer näher kamen. Darboven und er saßen bereits am Steuer.

Leutnant Berger riß die Heckluke des einen SPW auf. Sie schoben den Verwundeten ins Innere, kletterten schnell hinterher und machten alles wieder dicht.

„Absetzen!“ rief Berger zu dem anderen Fahrzeug hinüber.

v. Wnuck gab Gas. Der Wagen zog an. Über ihren Köpfen knallte, blitzte und rauchte es. Zerschossene Äste, Zweige und Baumteile prasselten auf sie herunter. Eine Panzergranate raste seitlich an ihnen vorbei.

„Los, Janko, kratz die Kurve!“ rief Unteroffizier Strache im zweiten Wagen dem Fahrer zu.

In dem Augenblick schlug der Gegner zu. Explosion und Einschlag an der linken Kette des SPW. Der Wagen schwankte. Darboven gab Gas, doch das Fahrzeug drehte sich auf der Stelle. Erneuter Einschuß! Die Panzergranate durchschlug die verhältnismäßig dünne Panzerung, raste quer durch das Heck des Wagens und zerfetzte Lüdde und Heise. Blut spritzte herum.

„Raus!“ schrie Unteroffizier Strache. Darboven kam hoch. Strache und der Obergefreite Zacharias sprangen nach draußen und rannten zum anderen Wagen hinüber, der bereits vorgefahren und deshalb aus dem Schußbereich des immer noch unsichtbaren Panzers heraus war.

Der dritte Schuß mußte die Handgranatenkisten getroffen haben, denn der SPW flog jetzt mit einem heftigen Knall auseinander.

Kaum befanden sich die drei an Bord des anderen Fahrzeugs, da gab der Stabsgefreite auch schon Gas. Sie preschten über den Weg davon und erreichten den Rand des Waldes.

Die Soldaten standen im Wagen und blickten zurück. Ihre Gesichter waren bleich, von Angst und Schrecken gezeichnet.

Hinter ihnen brachen die sowjetischen Kampfwagen aus dem Gehölz hervor. Jetzt entschieden nur noch Augenblicke über das weitere Schicksal des Trupps. Erreichten sie den Hohlweg, oder waren die Kanonen und Granaten des Gegners schneller?

Am Waldrand blitzte und knallte es zweimal. Kurz darauf schlugen die Granaten in den SPW, zerrissen das Laufwerk und zerfetzten die Abdeckung. Wie von einer Riesenfaust wurde das Fahrzeug angehoben, zur Seite geschoben und umgekippt. Unteroffizier Zahn und Leutnant Berger flogen heraus. Die anderen fielen übereinander. Darboven und Kowallik zogen den immer noch bewußtlosen Eilert heraus, schleiften ihn über die Erde und in den Schutz eines Gebüsches, v. Wnuck folgte seinen Kameraden.

Wie Gehetzte liefen sie davon. Auch bei der nächsten Lage zeigten die sowjetischen Panzerschützen, daß sie ihr grausiges Handwerk verstanden. Die Granaten knallten in den SPW, zündeten die Munition und Handgranaten. Mit lautem Getöse flog der Wagen auseinander und begann zu brennen.

Geschoßketten der Maschinengewehre strichen immer noch über das Gelände. Doch sie richteten unter den davonlaufenden Soldaten keinen Schaden mehr an.

In einer Bodenmulde, die von Gestüpp umgeben war, sammelte sich der Trupp. Sie beobachteten, daß die sowjetischen Kampfwagen nicht mehr weiter vorstießen, sondern den Rückzug antraten. Ihre Aufgabe war anscheinend erledigt.

Leutnant Berger öffnete die Kuriertasche und zog die geheimen Unterlagen heraus. Das Funkmaterial (die aus vier Buchstaben bestehenden Rufzeichen, Frequenzen, Kodenamen, Verschlüsselungsstreifen usw.), das einer Verbindung zwischen Ostpreußen und Kurland dienen sollte, wurde jetzt verbrannt; denn allen war klar, daß ihr Einsatz als gescheitert angesehen werden mußte. Derartige Unterlagen durften aber unter keinen Umständen in die Hände des Gegners fallen. Nach einer kurzen Verschnaufpause brachen sie auf. Zwei trugen abwechselnd den verwundeten Gefreiten Eilert, der inzwischen von Kowallik und dem Stabsgefreiten provisorisch verbunden worden war. Später, bei dem Gehöft, entdeckten sie einen kleinen Handkarren, der von da an zum Transport diente.

Obwohl ihre Zukunft düster und ungewiß war und sie sich wahrscheinlich durch feindliche Einheiten durchschlagen mußten, gab keiner von ihnen auf. Sie hatten den festen Willen durchzukommen, und der war vorerst nicht zu brechen.

So begann die Odysee eines kleinen, verlorenen Haufens, der zu der in Kurland eingeschlossenen Heeresgruppe eine Brücke hatte schlagen wollen.

*

Mit 170.000 Schuß auf einer Frontbreite von nur 35 Kilometern eröffneten die sowjetischen Artillerieeinheiten im Raum Frauenburg am Morgen des 21. Dezember 1944 eine neue große Offensive gegen die Armee in Kurland. Drei Stunden lang trommelten Granaten aller Kaliber auf die deutschen Stellungen. Der Kampf wogte hin und her. Abermals hielten die Kurlandkämpfer dem Druck stand, und die Rote Armee stellte den Angriff ein.

An beiden Kriegsweihnachtstagen ruhte die Kampftätigkeit vollkommen. In der kalten, klaren Nacht sangen die Männer des 11. Füsilierbataillons auf ihrem Marsch zur Front das Lied: „Stille Nacht, heilige Nacht...“

Am 26. Dezember 1944 tobte die Schlacht weiter. Wieder wurden alle Angriffe abgewehrt, so daß der Russe am Jahresende abermals aufgab.

Über diese letzte Kurlandschlacht des Jahres 1944 hieß es im Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht: „*Die Heeresgruppe Kurland hat 513 Panzer, 79 Geschütze und 267 Maschinengewehre der Roten Armee vernichtet und 145 Fahrzeuge abgeschossen.*“

Auf deutscher Seite gab es bis Ende 1944 über 72.000 Ausfälle (Gefallene, Verwundete, Vermißte).

Durch Luft- und Landaufklärung wurde festgestellt, daß die Rote Armee in immer stärkerem Maße in den „Schlauch“ zwischen Kurland und Ostpreußen einsickerte und die bis dahin noch feindfreien Räume besetzte. Auch an den Grenzen Ostpreußens selbst massierten sich riesige Heerscharen, die schon bald losschlagen sollten. Deshalb war an einen Durchbruch ins Deutsche Reich nicht mehr zu denken. Die Kurlandarmeen konnten nur noch über die Ostsee und die Häfen Libau und Windau versorgt werden. Die deutsche Kriegsmarine tat alles, um diese Verbindung - so gut es ging - offenzuhalten, so daß 1944 insgesamt 3.570.000 BRT (Bruttoregistertonnen) Ladung auf 1926 Schiffen in die Kurlandhäfen gebracht werden konnten.

Die Frachter standen unter dem Schutz der 9. Sicherungsdivision der Kriegsmarine (KM); ferner kamen Unterseeboote zum Einsatz. Bei diesen Aktionen versenkten die Einheiten der KM sechs sowjetische Leichter, fünf Bewachungsfahrzeuge, vier Segler, zwei Schlepper, Frachter, je ein Minensuchboot, Kanonenboot und Schnellboot. Ein deutsches Unterseeboot (U 479) mußte abgeschrieben werden.

Im Januar 1945 kam es zu einem kleinen Teilerfolg derjenigen einsichtigen höheren Offiziere, die sich immer wieder für eine Rückführung der Kurlandkämpfer einsetzten. Mehrere Divisionen verließen Kurland und wurden auf Schiffen ins Reich zurückverlegt.

Am 12. Januar 1945 traten starke Kräfte der Roten Armee aus dem Brückenkopf bei Baranow (südlich von Warschau) zum Angriff an. Fast gleichzeitig erfolgte ein heftiger Stoß gegen Ostpreußen. An beiden Fronten (und nicht nur dort!) traten die deutschen Einheiten den Rückzug an. Als diese Nachrichten in Kurland eintrafen, war jedem Soldaten klar, daß nun alle Hoffnungen auf einen Ausbruch endgültig aufgegeben werden mußten.

Am 25. Januar 1945 erhielten die eingeschlossenen Armeen offiziell die Bezeichnung Heeresgruppe „Kurland“. Diese hatte von nun an nur noch die Aufgabe, starke sowjetische Kräfte zu binden, die

dadurch für den Einsatz gegen das deutsche Mutterland ausfielen. Ein Bemühen, das den Marsch der Roten Armee nach Berlin letzten Endes doch nicht aufhalten konnte.

Die Führung der Heeresgruppe wechselte wiederholt. Mitte Januar 1945 gab Schörner das Kommando an Generaloberst Rendulic ab, der nur zehn Tage Oberbefehlshaber war. Dessen Nachfolger war Generaloberst von Vietinghoff, der am 9. 3. 1945 nach Italien zurückkehrte und wiederum durch Rendulic ersetzt wurde. Der letzte Oberbefehlshaber war Generaloberst Hilpert (vom 15. 3. 1945 bis zum Ende).

Die Versorgung der Heeresgruppe verschlechterte sich von Woche zu Woche. Im selben Verhältnis wurde der Gegner immer stärker. Die sowjetische Luftwaffe griff immer wieder, soweit es die Wetterlage erlaubte, mit Tieffliegern Orte, Wälder, Straßen und Eisenbahnstrecken an. Wiederholt tauchten starke Bomberverbände auf, um die Häfen Libau und Windau anzugreifen.

Wie stark und schlagkräftig die deutsche Abwehr aber immer noch war, zeigt ein Beispiel. Im Februar befanden sich sowjetische Bomber im Anflug auf Libau. Bevor die Maschinen zum Bombenabwurf kamen, schossen die Batterien der 6. Flakdivision bereits 40 von ihnen ab. Über Libau selbst wurden nochmals 60 Maschinen aus dem Himmel geholt. Fast zur gleichen Zeit büßte die russische Luftwaffe im Raum Windau 48 Flugzeuge ein. An diesen Erfolgen waren die Jäger der 3. Staffel des Jagdgeschwaders 54 beteiligt, die zusammen mit ein paar Aufklärungsflugzeugen an den Kämpfen im Kurlandraum teilnahmen.

Immer wieder mußten die fast 410.000 Soldaten in mehreren heftigen Schlachten ihre Positionen behaupten. Schließlich kam es am 18. März 1945 zur 6. Kurlandschlacht.

Mit einem heftigen Feuerüberfall begann der Angriff der 10. sowjetischen Gardearmee, deren Ziel die Einnahme Frauenburgs war. Die deutsche Front wurde aufgerissen und mußte teilweise zurückgenommen werden. Die sowjetischen Versuche, nach Frauenburg vorzudringen, wurden aber immer wieder vereitelt. Bereits am ersten Tag verlor die Rote Armee über 90 Panzer und zehn Flugzeuge.

Ungebrochen waren der Mut, die Kampfkraft und die Tapferkeit der deutschen Soldaten. Gegen die Allensteiner Division (Allenstein, eine Stadt im ehemaligen Ostpreußen) kämpften z. B. zehn russische Divisionen! Der Kampf fand in einem Wald statt, wo sich die Landser buchstäblich an jedem einzelnen Baum festkralten. Obwohl die Kompanien oft nur aus 30 Mann bestanden, hielten sie den Angriff der Russen auf. Dabei kämpften auch Artilleristen in vorderster Front mit dem Karabiner.

Diese letzte große Kurlandschlacht ging Anfang April 1945 zu Ende. Zahlen bewiesen den Abwehrerfolg der Kurlandkämpfer: Über 500 gefangene Rotarmisten, über 260 Panzer abgeschossen, 250 Maschinengewehre erbeutet, ferner 185 Geschütze und 29 Granatwerfer. 27 Flugzeuge wurden vernichtet.

Aber auch die deutschen Einheiten mußten starke Verluste hinnehmen. Die Front konnte oft nur dünn besetzt werden; alle hundert Meter ein Doppelposten, zu mehr reichte es manchmal nicht mehr.

Der Frühling brach an, aber nicht in den Herzen der deutschen Soldaten. Immer deutlicher kam ihnen zu Bewußtsein, daß sie auf verlorenem Posten standen. Sie hörten im Radio, wie im Westen die Alliierten und von Osten her die Rote Armee immer weiter in ihre Heimat eindrangen. Es trafen zwar noch Transportschiffe in den Häfen von Libau und Windau ein, aber die Versorgung wurde dennoch immer schlechter.

Mitte April deuteten viele Anzeichen darauf hin, daß die Rote Armee nochmals zu einer großen Offensive antreten würde. Deshalb zog man von einigen Frontabschnitten Reserven bei Rudbarzi zusammen. Doch der erwartete Stoß des Gegners fand nicht statt. Die sowjetische Führung änderte ihre Taktik. Da die Lage im Deutschen Reich für die Russen sehr günstig war, verzichtete sie auf weitere Angriffe in Kurland, um so neue Verluste an Menschen und Material zu vermeiden. Damit war der taktische Wert der verlorenen Kurlandarmee praktisch auf den Nullpunkt gesunken.

Am 1. Mai 1945 hörten die Kurlandsoldaten, was sich in Berlin ereignet hatte: Hitler war durch Selbstmord aus dem Leben geschieden! (Allerdings war zu dem Zeitpunkt nur die Rede davon, daß Hitler im Kampf um Berlin gefallen sei. Die Wahrheit erfuhren die Soldaten erst viel später).

Nun war allen klar, daß sie das Kriegsende weit von der Heimat entfernt erleben würden. Das düstere Gespenst der russischen Gefangenschaft stand vor den Augen der Soldaten, die als einzige ungeschlagene Kampfgruppe aus dem II. Weltkrieg hervorgehen sollte.

In der Nacht zum 3. Mai 1945 hoben die Posten verwundert die Köpfe, schreckten die Schlafenden hoch. Mit Tausenden von Geschützen trommelten die Sowjets auf die deutsche Front. Doch der Feuerüberfall war nur kurz. Genauso schnell, wie er aufgeflammt war, trat wieder Ruhe ein. Aus den großen Lautsprechern, die von den Russen an der HKL aufgestellt worden waren und durch welche die Landser wiederholt zum Überlaufen aufgefordert worden waren, tönte es jetzt: „Berlin ist unser!“

In dieser Phase der Kurlandschlacht griff die deutsche Kriegsmarine noch einmal im großen Stil in das Geschehen ein.

Am 3. Mai 1945 hielt Hitlers Nachfolger, Großadmiral Dönitz, eine Besprechung ab, an der auch ein Vertreter der Heeresgruppe „Kurland“ teilnahm. Mit entsprechenden Befehlen und Durchführungsbestimmungen trat er seine Rückfahrt zur Heeresgruppe an. Gleichzeitig flog ein höherer Generalstabsoffizier, Oberstleutnant de Maiziere, nach Ostpreußen und Kurland, um die Oberbefehlshaber der Heeresgruppen über die Maßnahmen des Großadmirals zum Abtransport der Truppen zu unterrichten.

Ergänzend dazu setzte das Oberkommando der Wehrmacht abends um 19.30 Uhr noch einen Funkspruch an die im Osten stehenden Verbände ab, in dem es hieß:

„Die veränderte Lage im Reich erfordert den beschleunigten Abtransport zahlreicher Truppenteile aus den ost- und westpreußischen Räumen aus Kurland. Die Kampfführung der Armee Ostpreußen und der Heeresgruppe Kurland hat sich dieser Forderung anzupassen.“

Von den zurückführenden Truppenteilen ist das Personal mit leichten Infanteriewaffen zu verladen. Alle übrigen Materialien, einschließlich Pferde, sind zurückzulassen und zu vernichten. Heeresgruppe Kurland erhält Operationsfreiheit zur Zurücknahme der HKL in vorgeschobene Brückenköpfe um die Häfen Libau und Windau.

Kriegsmarine wird nach Ostpreußen und Kurland allen verfügbaren Transportraum zuführen.“

Obwohl es an und für sich schon zu spät war und der zum Abtransport benötigte Schiffsraum nicht in vollem Umfang zur Verfügung stand, bereitete die Führung der Heeresgruppe „Kurland“ den Rückmarsch über die Ostsee vor. Die Front wurde in begrenztem Umfang zurückgenommen. Einige Divisionen gingen daran, das schwere Kriegsgerät zu zerstören, Stäbe legten Marschrouten zur Küste fest und die Reihenfolge, in welcher der Rückmarsch und die Verladung zu erfolgen hatten. Alle warteten auf die Transportschiffe.

In einem Aufruf teilte Heeresgruppenführer Hilpert seinen Soldaten mit, daß im Westen die Kämpfe beendet seien. „Der Krieg im Osten geht weiter!“ führte er dann aus. „Offiziere und Mannschaften müssen ihre Zuversicht bewahren! Die Heeresgruppe wird verladen und später an der Elbe eingesetzt. Der Rückführungsplan für die Truppe bleibt in Kraft.“

Die Kriegsmarine war zu diesem Zeitpunkt bereits mit dem Rücktransport von Flüchtlingen und Soldaten aus dem Räume Ostpreußen beschäftigt. Über eine Million Menschen waren aus dem letzten Stützpunkt Heia (Halbinsel bei Danzig) verladen und in den Westen gebracht worden. Doch noch warteten Tausende auf den Abtransport.

In Kurland dagegen liefen Einschiffung und Abtransport vorerst in kleinerem Umfang an. Soldaten und Zivilisten begaben sich an Bord von kleinen und kleinsten Schiffen.

In der Frühe des 5. Mai 1945 erging unter anderen folgender Funkspruch an die im Osten stehenden Einheiten: „An Heia, Libau, Windau und Bornholm: Ab 5. Mai, 08.00 Uhr deutscher Sommerzeit, Waffenruhe gegenüber Truppen des Feldmarschalls Montgomery. In See befindliche Transporter laufen jedoch weiter, da Aufgabe der Kriegsmarine, Deutsche aus dem Osten zu retten. Keinerlei Zerstörungen, Schiffsversenkungen oder sonstige Kundgebungen vornehmen. Sicherung aller Vorräte.“

Damit wurde ein Befehl des Großadmirals aufgehoben, alle Schiffe der Kriegsmarine zu versenken - der sogenannte „Regenbogen“-Befehl. Durch die Versenkung wollte Dönitz verhindern, daß die Einheiten der Kriegsmarine an die damaligen Sieger ausgeliefert werden, denn es war seit jeher Tradition bei der Marine (auch auf internationaler Basis), die Schiffe lieber selbst zu versenken, als sie in die Hände des Gegners fallen zu lassen.

Warum nun machte Dönitz diesen Versenkungsbefehl plötzlich rückgängig? Er selbst gab später, als er als Kriegsgefangener im Nürnberger Gefängnis saß, die Antwort auf diese Frage: „Bei der Größe des Zusammenbruchs konnte es nur noch darauf ankommen, Blut zu sparen und so viele deutsche Menschen wie nur möglich vor den Sowjets zu retten. Gewiß, die Schiffe mußten ausgeliefert werden; aber der Ehre war wirklich genug getan. Ich kapitulierte daher.“

Es war bereits zu Versenkungen bei der U-Boot-Waffe gekommen, doch das Gros der Marine blieb noch erhalten. Und dies strömte jetzt über die See nach Osten, um zu retten, was es noch zu retten gab.

Nachdem der Kapitulationstermin endgültig (und damit das Ende des II. Weltkriegs!) festgelegt worden war, ging folgender Funkspruch der Seekriegsleitung heraus:

„An alle in der Ostsee befindlichen Schiffe: Infolge Kapitulation müssen sämtliche See- und Sicherungsstreitkräfte sowie Handelsschiffe die Häfen in Kurland und Heia bis 9. Mai, 00.00 Uhr, verlassen haben. Transporte deutscher Menschen aus dem Osten daher mit höchster Beschleunigung durchführen.“

Es blieben also nur noch zwei Tage für den Transport übrig. Danach würden im Osten die Soldaten der Roten Armee die Häfen besetzen. Höchste Eile war daher geboten.

Die 9. Sicherungsdivision der Kriegsmarine zog im Hafen von Libau alle zur Verfügung stehenden Schiffe zusammen, ein Sammelsurium von schwimmenden Einheiten: Minensuch- und Minenräumboote, Fischkutter, Vorpostenboote, Artillerieschiffe, Fährprahms, Schlepper, Leichter und

was sonst noch schwimmfähig und für einen Rücktransport der Menschen in Frage kam. Die führenden Offiziere stellten Geleitzüge zusammen, die eine reelle Chance hatten, in den Westen zu gelangen; denn inzwischen hatte sich die sowjetische Kriegsmarine in das Kampfgeschehen in der Ostsee eingemischt. Alle Schiffe in Windau und Libau wurden bis an die äußerste Grenze ihrer Tragfähigkeit mit Soldaten und Zivilisten beladen.

Parallel zu diesen Maßnahmen liefen die Kapitulationsverhandlungen mit der Roten Armee. Am 7. Mai 1945 setzte sich Generaloberst Hilpert über Funk mit dem russischen Oberkommando in Verbindung und bot die Kapitulation seiner Armee an. Im Siegesrausch forderten die Russen, wie auch an anderen Teilen der Front, daß der Oberbefehlshaber die Übergabeverhandlungen persönlich führen müsse. Das aber widersprach den bisherigen militärischen Formen bei solchen Anlässen vollkommen.

Generaloberst Hilpert, ein ausgezeichneter und beliebter Offizier, fuhr mit anderen Kommandeuren in einem offenen Wagen zu der Front des Gegners (Hilpert kam später in russischer Kriegsgefangenschaft ums Leben).

An die „Heeresgruppe Kurland“ erging in diesem Zusammenhang folgender Befehl:

„An alle! Marschall Goworow hat zugestimmt, daß Waffenruhe bereits 8. Mai, 14.00 Uhr, beginnt. Truppen sofort unterrichten. Weiße Flaggen in Stellungen zeigen. Oberbefehlshaber erwartet loyale Durchführung, da davon weiteres Schicksal aller Kurland-Kampf er entscheidend abhängt.“

Enttäuschung und Erbitterung breiteten sich unter den Soldaten aus. In vielen zerbrach der Glaube an die Gerechtigkeit. Sie hatten sich monatelang tapfer geschlagen und mußten nun erkennen, daß alles umsonst gewesen war.

Am Nachmittag des 8. Mai 1945, nach 14 Uhr, tauchten die ersten Russen bei den deutschen Stellungen in der HKL auf. Da und dort kam es zu freundlichen Szenen. Die ehemaligen Gegner gaben sich die Hände und tranken Wodka zusammen. Doch schon bald änderte sich die Situation, als die Russen versuchten, die Uhren, den Schmuck der deutschen Soldaten zu erbeuten.

Ein anderes Steinchen in dem großen Mosaik beim Untergang der Kurland-Armee: 35 Transportflugzeuge vom Typ Ju 52 (dreimotorig) tauchten über Kurland auf. Sie kamen aus Norwegen, landeten in Grobin, tankten auf und nahmen Verwundete und kinderreiche Väter an Bord. Sehnsüchtig blickten die Zurückbleibenden hinter den davonfliegenden Maschinen her.

Doch schon bald kam es bei diesem Flugzeugverband zu einer Katastrophe. Russische Jäger griffen an und schossen 32 Maschinen ab. Das waren die letzten Flugzeuge der deutschen Luftwaffe, die vom Gegner aus dem Himmel geholt wurden.

Währenddessen gingen die Verladeaktionen in den Häfen Libau und Windau weiter. Obwohl die Russen wiederholt mit Bomben angriffen und Tiefflieger die Hafenanlagen beharkten, riß die Einschiffung nicht ab. Es kam zu Vorfällen, die zeigten, wie vorbildlich der Geist der Truppe immer noch war. Niemand rebellierte, wenn er von leitenden Marineoffizieren zurückgewiesen wurde, weil das betreffende Schiff bereits überladen war. Es gab viele junge Soldaten, die ihren Platz auf einer schwimmenden Einheit räumten, damit ein älterer, verheirateter Kamerad ihn einnehmen konnte. Viele Offiziere kehrten freiwillig zu ihren Einheiten zurück, als sie erfuhren, daß diese in Kurland bleiben mußten.

Der Oberbefehlshaber der 18. Armee, General Boege, rief abfahrenden Soldaten zu: „Grüßen Sie die Heimat von allen Kurlandkämpfern!“

Gegen 16 Uhr traf ein Funkspruch des Seekommandanten ein: „Achtung! Sowjets bereits im Anmarsch.“

Die Nachricht verbreitete sich schnell von Schiff zu Schiff. Jetzt war höchste Eile geboten, damit das Unternehmen nicht in letzter Minute scheiterte.

Vom Vorhafen aus setzte sich der erste vollbeladene Geleitzug in Bewegung. Der befehlshabende Offizier, der die gesamte Aktion leitete, fuhr in einem schnellen Boot von einem Einschiffungsplatz zum anderen, um hinreichend beladene Schiffe auf die Reise zu schicken.

Gegen 19 Uhr feuerten die ersten sowjetischen Panzer auf das Geleit, das den Vorhafen verließ. Schaden richteten sie nicht an.

Im Kriegshafen selbst war es noch verhältnismäßig ruhig. Aber viele Soldaten standen noch auf den Piers und warteten auf die Verladung. Das Sicherungsboot sauste hinter auslaufenden Marinefährprahms her, um diese zu kontrollieren. Eines der flachgehenden Fahrzeuge war nicht voll beladen. Es wurde nochmals in den Kriegshafen zurückbeordert, um nachzuladen.

Bei einem dieser Fahrzeuge spielte sich folgende Szene ab: Noch zwanzig Männer konnten an Bord gehen, wie der Kommandant erklärt hatte. Diese sprangen schnell auf das Boot. Der einundzwanzigste, ein älterer Mann, blieb zurück.

Die Leinen wurden bereits losgeworfen, als ein jüngerer Soldat von dem Prahm herunterging, um dem älteren Platz zu machen. Dieser zögerte aber, und schon hatte sich das Fahrzeug so weit vom Pier entfernt, daß es nicht mehr mit einem Sprung zu erreichen war. Jetzt standen beide auf Land und

mußten mit ansehen, wie ihre große Chance, in den rettenden Westen zu gelangen, vertan war. Sie glaubten sie wenigstens.

Doch sie hatten nicht mit dem Sicherungsboot gerechnet. Der Kommandant hatte die Verladeaktion beobachtet und dirigierte darauf sein Boot noch einmal an den Pier. Er forderte die beiden auf, sofort an Bord zu kommen. Überglücklich kamen sie der Aufforderung nach. Sie waren die letzten, die in Libau eingeschifft wurden.

Viele blieben mit schwerem Herzen und traurigen Augen zurück. Sie beobachteten, daß es den letzten Booten gelang, ohne Zwischenfälle aus dem Hafen zu entkommen. Keiner von ihnen murkte, schimpfte oder fluchte. Stumm nahmen sie ihr Schicksal auf sich.

Kurz nach dem Auslaufen der Geleitzugeinheiten trafen die Sowjets im Hafen ein. Sie hinderten noch zwei Schlepper am Entkommen und schossen hinter den übrigen Fahrzeugen mit Panzerkanonen her, trafen aber nichts.

Die Soldaten atmeten auf, als sich die Dunkelheit über die Schiffe legte und sie unsichtbar machte. Von einem Führungsfahrzeug, einem Minensuchboot, tastete der Funker folgenden Spruch durch: „19 Schnellboote, vier Räumboote, ‚Tsingtau‘ (Begleitschiff), ein Minensuchboot, drei Vorpostenboote, fünf Artillerieträger, 13 Fischkutter und Logger, drei Siebelfähren, vier Flußboote, drei Marinefährprahms mit weiteren acht Hilfsschiffen und ca. 18.000 Soldaten in vier Geleiten. 8. Mai bis 21 Uhr Libau aus nach Westen.“

Nicht nur in Libau, sondern auch im Hafen von Windau wurden die Soldaten der Kurlandarmee an diesen kritischen Tagen mit höchster Eile verladen. Gegen 23 Uhr liefen von dort der fünfte und sechste Geleitzug aus. Sie bestanden aus 15 Fischkuttern, 45 Pionierlandungsbooten und dem Tanker „Rudolf Albrecht“. An Bord befanden sich 11.300 Soldaten, die von ihren stumm an den Piers stehenden Kameraden winkend Abschied nahmen.

War das Wetter bis dahin schlecht und die See stürmisch, so änderte sich das am 9. Mai schlagartig. Der Himmel wurde blau, und die Sonne schien an diesem ersten Tag nach der offiziellen Beendigung des II. Weltkrieges. An und für sich hätte an diesem Tag Waffenruhe herrschen müssen, denn auch für die Sowjetunion waren die Kapitulationsbedingungen rechtskräftig geworden.

Die Soldaten und die Besatzungen auf den Schiffen rechneten aber trotzdem mit Angriffen und bereiteten sich dementsprechend vor.

Kaum graute der Morgen des ersten Friedenstages, da kurvten sowjetische Aufklärungsflugzeuge über den einzelnen Geleiten herum. Trotz der inzwischen gültigen Waffenruhe ging der Tanz um sechs Uhr tatsächlich los. 25 Boston-Bomber und D-2-Flugzeuge (Schlachtflugzeuge) tauchten am Himmel auf und griffen an. Bomben heulten herunter, schlugen um die Schiffe herum ein, trafen aber nicht.

Die deutschen Soldaten nahmen die Herausforderung an und feuerten mit leichten Fla-Geschützen auf die Angreifer. Die Abwehr war so heftig und gut gezielt, daß die Flugzeuge der Roten Armee zum Abdrehen gezwungen wurden. Doch die Sowjets ließen nicht locker. Innerhalb der nächsten Stunden flogen sie noch zwei weitere Angriffe auf die Geleitzüge, die sich wiederum wehrten und den Gegner abdrängen konnten. Von da ab herrschte überraschenderweise Ruhe. Aber niemand auf den Schiffen glaubte daran, daß die Russen ihre Angriffe endgültig eingestellt haben könnten. Es war so.

Gegen 17 Uhr nachmittags hatte das Führerschiff der 9. Sicherungsdivision, „Rugard“, gerade Bornholm passiert. Da tauchten achteraus sowjetische Schnellboote auf, die sich rasch heranschoben. Sie liefen vorerst an der „Rugard“ vorbei und feuerten eine Maschinengewehrgarbe vor den Bug: die Aufforderung zum Halten. Bei dieser Geschwindigkeit gelang es zwei Räumbooten, mit höchster Geschwindigkeit zu entkommen. Diese waren vollkommen wehrlos, da sie ihre Waffen und Geschütze beim Eintreten der Waffenruhe unbrauchbar gemacht hatten. Auch aus dem 8,8-Zentimeter-Geschütz auf der „Rugard“ hatte man den Verschluß entfernt.

Die „Rugard“ stoppte, eines der sowjetischen Schnellboote scherte aus und näherte sich, die beiden anderen lagen mit schußbereiten Torpedorohren im Hintergrund auf der Lauer. Die deutsche Besatzung und 1300 Kurlandsoldaten beobachteten mit gemischten Gefühlen die Situation. Sie luden ihre Gewehre und Maschinengewehre durch. Es erging außerdem Befehl, das 8,8-Zentimeter-Geschütz wieder klar zu machen.

Von dem dicht herangekommenen sowjetischen Schnellboot tönte es zu der „Rugard“ hinüber: „Sofort zurück. Neksö, sonst alle kaputt!“ (Neksö, ein kleiner Ort auf der Insel Bornholm).

Das Führerschiff setzte sich wieder in Marsch und tat so, als würde es den Befehl der Russen befolgen. Doch der Kommandant hatte zwischenzeitlich per Funk von dem Führer der 9. Sicherungsdivision den Befehl zum Weiterlaufen nach Westen erhalten.

Als das russische Schnellboot etwas abgefallen war, ließ der Kommandant der „Rugard“ plötzlich den Kurs in westliche Richtung ändern und gab gleichzeitig an den Maschinenraum den Befehl: „Beide Maschinen äußerste Kraft voraus.“

Inzwischen war der Verschluß in das Geschütz wieder eingebaut worden, so daß es schußbereit war.

Nach der plötzlichen Kursänderung kamen die feindlichen Boote an beiden Seiten wieder an die „Rugard“ heran und eröffneten das Feuer. Torpedos klatschten ins Wasser und rasten auf den alten Blechkästen, einen ehemaligen Vergnügungsdampfer, zu. Jeder Treffer mußte zu einer Katastrophe führen. Doch die ersten Torpedos konnten geschickt ausmanövriert werden.

Von den Schnellbooten zischten Maschinengewehrgarben zu dem deutschen Dampfer hinüber. In dem Augenblick griff das 8,8-Zentimeter-Geschütz, das an und für sich zur Abwehr von U-Booten gedacht war, in das Kampfgeschehen ein.

So begann einen Tag nach der offiziellen Beendigung des II. Weltkrieges das letzte Seegefecht. Es dauerte nicht mehr lange, denn die „Achtacht“, unterstützt von aus allen Rohren feuernden 2-Zentimeter-Vierlingen, erzielte auf dem sowjetischen Führerboot schnell einige Treffer. Nach Abschuß von zwei weiteren Torpedos, die nicht trafen, zogen sich alle drei Angreifer zurück.

Damit hatte der Krieg auf der Ostsee endgültig sein Ende gefunden.

Alle Geleitzüge erreichten gegen Mittag des 11. Mai 1945 ihre Ziele. In den Häfen Holsteins gingen insgesamt fast 26.000 Kurlandkämpfer an Land. Das Vorhaben war gelungen.

Die Soldaten, die in Kurland zurückbleiben mußten, versuchten teilweise auf eigene Faust aus dem Kessel auszubrechen. Einigen von ihnen gelang es tatsächlich, sich auf dem Landweg in den rettenden Westen durchzuschlagen. Sie erreichten Memel und Insterburg (Ostpreußen).

Doch das Gros mußte den Weg in die Gefangenschaft antreten: 42 Generale, 8.038 Offiziere, über 181.000 Unteroffiziere und Mannschaften, ferner 14.000 Letten, die auf deutscher Seite gekämpft hatten. Viele von ihnen kehrten erst nach Jahren in ihre Heimat zurück, andere sollten sie nie mehr wiedersehen.

Zum letztenmal war im Wehrmachtsbericht von dieser verlorenen Armee mit folgenden Worten die Rede: „*Unsere Heeresgruppe in Kurland, die monatelang stark überlegenen sowjetischen Panzer- und Infanterieformationen Widerstand geleistet hat und in sechs großen Schlachten tapfer standhielt, hat unsterblichen Ruhm errungen.*“

*

Ähnlich wie es Soldaten der verlorenen Heeresgruppe gelang, sich auf dem Landweg nach Westen durchzuschlagen, erging es dem kleinen Haufen unter Führung von Leutnant Berger. Die Soldaten der Nachrichtenabteilung, die einmal eine Verbindung zwischen Ostpreußen und Kurland herstellen sollten, erreichten nach tagelangen Märschen, unter großen Strapazen und mit viel Glück tatsächlich wieder das Land, von dem sie einmal losgeschickt worden waren. Sie brachten sogar den verwundeten Gefreiten Eilert durch, der inzwischen wieder begrenzt gehfähig geworden war, und lieferten ihn bei einer Sanitätseinheit ab.

Ihre Division stand längst nicht mehr im Raum Tilsit. Die Nachrichtenabteilung war aus dem Ort Heydekrug zurückgezogen worden. Als Leutnant Berger, v. Wnuck, Darboven, Unteroffizier Zahn und die übrigen wieder bei der Funkkompanie eintrafen, lag ihre Fallschirm-Panzerdivision als Armeereserve im Raum Angerapp.

Als die Rote Armee im Januar 1945 in Ostpreußen eindrang, verlegte die Division und mit ihr die Nachrichtenabteilung in den Raum Litzmannstadt (heute Lodz, in Polen). Das gesamte Kriegsgerät und die Soldaten wurden auf Eisenbahnzüge verladen.

Leutnant Berger und seine Männer standen an einem trüben, kalten Januarmorgen auf einem offenen, flachen Eisenbahnwagen, der mit Maschinengewehren bestückt war und zur Abwehr von Luftangriffen in der Zugschlange mitfuhr. Sie rauchten Zigaretten und blickten nach Nordosten. In der Ferne, an den Grenzen Ostpreußens, tobte die Schlacht.

Die Lokomotive pfiff. Langsam setzte sich der Zug in Bewegung. Hinter den Soldaten versank das Land in Dunst und leichtem Schneetreiben, das - wie Millionen von dort vertriebenen Menschen - sie niemals mehr wiedersehen sollten.

ENDE